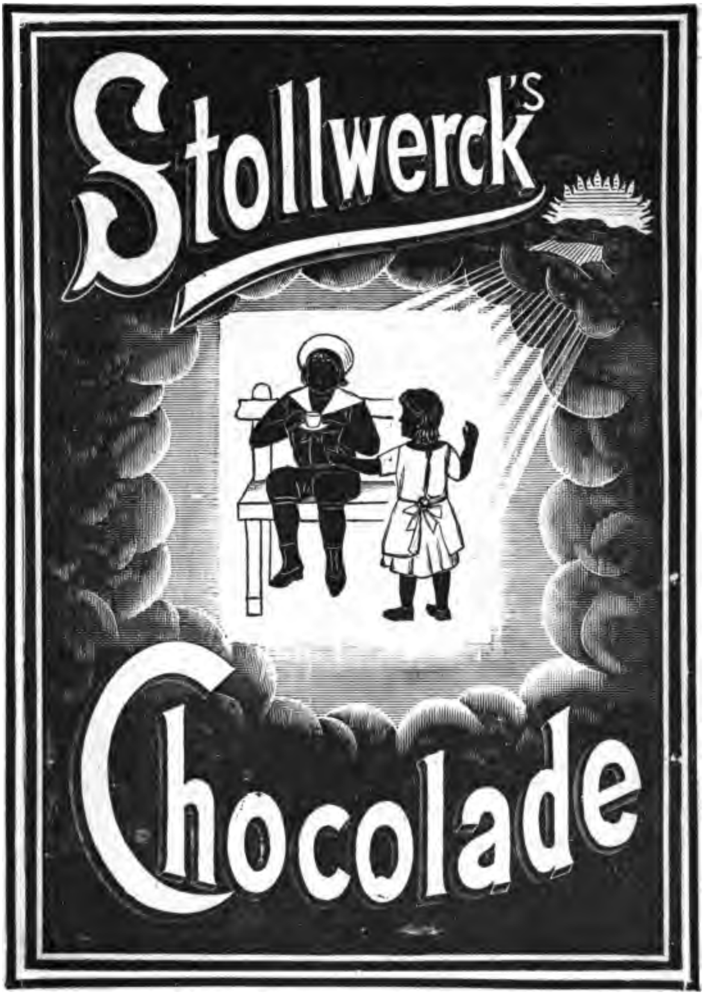
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


Stollwerck's
Chocolade

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Novellette „Onkel Padde“ von Leo v. Lorn. (S. 81)
Originalzeichnung von Emil Limmer.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 · Vierter Band

Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Mannigfaltiges:

Der Rubin.

Kriminalroman von Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung und Schluss.) (Nachdruck verboten.)

Sechzehntes Kapitel.

In dieser Nacht ereignete sich weiter nichts Bemerkenswertes. Es war auch schon genug geschehen. Drei Menschen schliefen an Orten, wo sie nicht hingehörten: Doktor Marquardsen in einem Abteil des D-Zugs, sein Bureauvorsteher in dem Gastzimmer vom „Blauen Hecht", und Humbert auf dem Kanapee in seiner Werkstatt.

Ob noch sonst irgend eine Person an einem Platze ruhte, wo sie nicht hingehörte, und ob ihr Schlaf vielleicht tiefer war, als der Schlummer der Menschen zu sein pflegt, das wußte keiner.

Wachende gab es jedenfalls desto mehr.

Sie sind nicht überall in ihren Betten, und sie haben nicht alle ein Dach über dem Kopf. Einige von ihnen wissen nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen, und sie gleichen dabei doch sehr wenig dem Mann, der einstmals wehmütig von sich selbst bekannte, daß die Vögel unter dem Himmel und die Füchse auf dem Felde es besser hätten als er.

Nein, sie gleichen ihm ganz und gar nicht, denn sie gehören zu dem Abschaum der Menschheit; sie haben gegen das heilige Recht gesündigt, sie sind gezeichnet, geächtet, verfolgt.

Und wenn sie noch nicht von dem Arm der Gerechtigkeit verfolgt werden, dann sind die Erinnyen auf ihren Fersen.

Die Schergen des Gewissens: Furcht, Grauen, Entsetzen und Verzweiflung.

— — — — — — — — — — — —

Frau Marquardsen und Agnes hatten aus anderen Gründen in dieser Nacht keinen Schlaf gefunden. Es war zwischen den beiden Frauen zu einer Aussprache gekommen, und Agnes hatte mit ruhiger Bestimmtheit erklärt, daß sie unter keinen Umständen ihre Hand dem neuen Bewerber reichen werde.

„Es ist nicht Stolz," sagte sie, „denn ich weiß, daß ich keine Ansprüche zu erheben habe. Es ist auch nicht die Hoffnung auf einen anderen. Ich brauche seinen Namen nicht zu nennen, denn du kennst ihn, wie eine Mutter ihren Sohn kennt, und du hast gefürchtet, daß er seine Neigung einem armen Mädchen schenken würde. Er wird es nicht thun, und damit kannst du zufrieden sein."

„Aber was ist es dann?" hatte Frau Marquardsen zaghaft gefragt.

Agnes hatte darauf erwidert: „Man liebt auch in unseren Tagen nur einmal, Tante."

Es war über diese Unterhaltung sehr spät geworden, und die Witwe horchte wiederholt nach der Hausthür und nach dem Hofe.

Endlich sagte sie seufzend: „Das mit der einzigen Liebe ist eine Thorheit, Kind, aber vielleicht hast du in anderer Weise recht. Ich hielt bis heute den Schmidt

für einen soliden Menschen, aber es kann sein, daß ich mich getäuscht habe. Er verkehrt mit dem unheimlichen Menschen, dem Stevens, weißt du, die beiden sind vor einigen Stunden ausgegangen, Gott mag wissen, was sie miteinander treiben. Wir wollen jetzt ins Bett gehen, es wird das beste sein.“ —

In der Morgenfrühe und in den Vormittagsstunden wurde das Haus in St. Pauli mehrfach in Aufregung versetzt. Da kam zunächst der Polizeikommissar Braun und befragte die Hausgenossen nach dem früheren Mitbewohner John Stevens. Dabei stellte sich denn heraus, daß Stevens am Abend zuvor mit Schmidt ausgegangen und daß letzterer noch nicht heimgekehrt war.

Der Beamte notierte diese Thatsachen, ließ für Schmidt eine Citation auf die Polizei zurück und entfernte sich kopfschüttelnd.

Dann kam die Morgenzeitung mit einem vorläufigen Bericht über das seltsame Verschwinden einer reichen Dame auf Harvestehude. Der Name war auch genannt und ebenfalls der Name des mit verschwundenen Dieners. Zugleich wurden an den Anschlagsäulen die ominösen Plakate befestigt, und Frau Marquardsen las mit Schrecken zum zweitenmal den Namen derjenigen, die sie als reiche Schwiegertochter ersehnt hatte.

Endlich stellte sich der Telegraphenbote ein. Er brachte eine Depesche von Doktor Marquardsen an Schmidt, aber das Bureau des Anwalts war geschlossen gewesen, und die Privatwohnung des Adressaten war ebenfalls verschlossen.

Es mußte daher die Nachricht zurückgehen, daß Schmidt verschwunden sei, und alle diese Begebenheiten erregten Frau Marquardsen so sehr, daß sie sich ins Bett legen und von Agnes verpflegen lassen mußte.

So ging der Vormittag hin. —

Am Nachmittag bekam die Polizei Arbeit.

Vom Gericht war endlich die Erlaubnis zur Beschlagnahme und Durchsuchung von John Stevens' Effekten eingegangen. Man ließ einen Schlosser holen und den Koffer erbrechen; Kommissar Braun leitete in Gegenwart von zwei Zeugen die Amtshandlung.

Man erwartete vor allen Dingen Papiere vorzufinden, welche auf die geheimnisvolle Persönlichkeit des Dieners einiges Licht werfen konnten, aber Stevens trug sie entweder bei sich, oder er hatte sie vernichtet, oder er besaß thatsächlich keine Legitimationen.

Es war mit Ausnahme einer alten Zeitung kein Fetzen bedrucktes oder beschriebenes Papier in dem ganzen Koffer zu entdecken, die Zeitung aber, eine über fünf Jahre alte Nummer der „Times", konnte kein großes Interesse erwecken, denn John Stevens galt als Engländer, oder war jedenfalls in England gewesen. Dennoch wurde Braun etwas stutzig, denn das Aufheben dieses wertlosen Fetzens mußte doch schließlich wohl irgend einen Grund haben. Er entfaltete das Blatt, überlief die Spalten mit den Augen und entdeckte wirklich ganz unten eine blau angestrichene Stelle. Diese Notiz war sehr kurz und brachte nur die vorläufige Anzeige eines großen Juwelendiebstahls in der City. Es wurde auf einen ausführlicheren Bericht hingewiesen, aber dieser fehlte.

„Das ist etwas," murmelte Braun, „aber nicht viel. Weiter!"

Die wenigen im Koffer enthaltenen Kleidungs- und Wäschestücke waren abgenutzt, aber unverdächtig; Flecke fanden sich zur Genüge vor, aber nur alte und nicht solche, nach denen das Auge der Polizei vor allen Dingen zu forschen pflegt.

„Ist er jetzt leer?"

Nein, es lag noch ganz in einer Ecke, nicht gerade

versteckt, aber leicht zu übersehen, ein Etui. Es enthielt ein goldenes Damenarmband, welches in der Mitte mit einem auffallend großen Rubin geschmückt war.

Der Besitz dieses außerordentlich wertvollen Stückes mußte natürlich den Eigentümer schwer belasten, und Braun erklärte sofort mit großer Bestimmtheit, daß zwischen dem Edelstein und der Timesnummer ein Zusammenhang bestehe; aller Wahrscheinlichkeit nach stamme der Rubin aus dem in der Zeitung erwähnten Juwelendiebstahl, und die sonderbare Neigung fast aller Verbrecher, ihre eigene That gedruckt zu sehen, habe den Thäter veranlaßt, den Bericht über seinen Einbruch ebenso sorgfältig aufzuheben, wie den gestohlenen Gegenstand selbst.

Diese Ansicht fand allgemeine Billigung, nur ein jüngerer Beamter bemerkte, es sei doch etwas auffällig, daß der Dieb im Laufe von fünf Jahren niemals daran gedacht habe, seine Beute zu verwerten.

„Die Herren Verbrecher," fügte er hinzu, „sind heutzutage gute Finanzmänner und scheuen einen Zinsverlust, der in diesem Falle nicht ganz unbedeutend sein würde. Ich bin kein Sachverständiger, aber ich taxiere den Stein auf mindestens zwanzigtausend Mark."

„Wir wollen den Wert sofort feststellen lassen," meinte Braun.

Der nächste Juwelier wurde alsbald herbeigerufen und aufgefordert, das Armband zu schätzen. Der Sachverständige besah das Schmuckstück von allen Seiten, rieb es auf einem Probierstein, betupfte die Reibfläche mit Scheidewasser und sagte endlich: „Ich hätte es kaum gedacht, aber das Armband besteht wirklich aus gutem, vierzehnkarätigem Golde."

Als man ihm dann von allen Seiten ins Wort fiel und ihn bedeutete, daß es doch hauptsächlich auf den Rubin ankomme, lächelte er ein wenig, zuckte die Achseln

und entgegnete: „Ja, meine Herren, wenn Sie das Ding einen Rubin nennen wollen, so habe ich natürlich nichts dagegen. In Wirklichkeit ist es nichts weiter als eine ziemlich geschickte Imitation, die wohl den Laien, aber nimmermehr einen Sachverständigen täuschen kann. Ich sah das natürlich sofort und wunderte mich deshalb, daß man den wertlosen Glasfluß in vierzehnkarätiges Gold gefaßt hat."

Diese Erklärung rief tiefes Schweigen und lange Gesichter hervor.

Endlich fragte Braun: „Und welchen Wert würde der Stein haben, wenn er echt wäre?"

Der Juwelier dachte einen Moment nach und entgegnete fast feierlich: „Wenn dieser Stein echt wäre, meine Herren, dann dürfte man seinesgleichen wohl nur in London oder in Amsterdam suchen. Er würde mindestens fünfzigtausend Mark wert sein und schon zu denjenigen Juwelen gehören, die in der Geschichte der Edelsteinkunde eine gewisse Rolle spielen. Ich selbst habe seinesgleichen noch nicht unter den Händen gehabt." —

Die Enttäuschung, welche auf der Polizei dadurch hervorgerufen wurde, daß der vermeintliche Juwelendieb sich als harmloser Liebhaber von böhmischem Glas entpuppte, fand etwas später ihr Gegengewicht in einer neuen Begebenheit.

Im Laufe des Nachmittags erschien nämlich der Bureauvorsteher Schmidt. Er war sehr blaß und machte den Eindruck eines halb verwirrten Mannes; seine Erzählung litt an mehrfachen Unklarheiten, aber die Persönlichkeit von John Stevens und das Fehlen einer Summe von fünfhundert Mark waren Punkte, die in dem Chaos seiner Erinnerung mit Deutlichkeit hervortraten.

Er war erst um die Mittagszeit mit schwerem Kopf in einem dunklen, unbekannten Zimmer aufgewacht; er

hatte von Jonas erfahren, wie er in diese seltsame Lage geraten sei, und es erschien ihm durchaus glaubhaft, daß Stevens die Brieftasche an sich genommen haben sollte.

Als weniger glaubhaft bezeichnete er indessen die gute Absicht dieses Freundschaftsdienstes.

Kommissar Braun nahm den Mann in ein scharfes Kreuzverhör.

Er gewann zwar die Ueberzeugung, daß Schmidt keine Lügen vorbrachte, und es wurde ihm auch ziemlich wahrscheinlich, daß Stevens die ganze Kneiperei in Scene gesetzt hatte, um sich flüssige Geldmittel für seine beabsichtigte Flucht zu verschaffen, aber dabei blieb dennoch ein dunkler Punkt zurück.

Edith Ruhmann sollte nach Stevens' Angaben plötzlich abgereist sein; diese Behauptung war bis jetzt noch nicht widerlegt, ja sie gewann durch das spurlose Verschwinden der Dame sogar einige Wahrscheinlichkeit. Aber warum flüchtete dann John Stevens, oder warum verschaffte er sich durch einen Diebstahl die Mittel zur Flucht?

Wenn er trotz gegenteiliger Anzeichen in der Villa Petersen einen Raub ausgeführt hatte, dann mußte er doch im Besitz hinreichender Mittel sein, um sofort seine Flucht zu bewerkstelligen; statt dessen aber blieb er noch eine Nacht in Hamburg und hatte sogar die Frechheit, einen alten Bekannten aufzusuchen, ihn um ein Darlehen anzugehen und schließlich das Darlehen auf eigene Faust zu bewirken.

In diesen Wirrwarr brachte Schmidt selbst plötzlich einen Lichtstrahl.

Er hatte natürlich ein Interesse daran, sich selbst von dem Verdacht der Unterschlagung zu reinigen, und gab daher seinen falschen Freund nach allen Richtungen preis.

Er erzählte dem Kommissar alles, was ihm teils durch Horchen an der Bureauthür, teils durch die Zeitungs-

annonce über Ediths Juwelenschatz bekannt geworden war; er verhehlte nicht, daß auch Stevens diese Kenntnis erlangt habe, und schloß mit den Worten: „Ich sehe ein, Herr Kommissar, daß ich eine große Dummheit begangen habe. Ich durfte nie und nimmermehr diesem Menschen eine Stellung bei Fräulein Ruhmann verschaffen, denn er ist wahrscheinlich von vornherein mit der Absicht umgegangen, sich die Juwelen anzueignen. Und als die Dame gestern abend aus irgend welchen Gründen abreiste, da hat er seine That ausgeführt — mit Nachschlüsseln oder irgendwie sonst. Aber, Herr Kommissar, Diamanten lassen sich nicht so schnell umsetzen, man kann auch mit Diamanten kein Billet für Eisenbahn und Dampfschiffe lösen. Darum kam er zunächst zu mir, um ein Darlehen zu erbitten, und als ich es ihm abschlug, da bestahl er mich."

Es war wohl denkbar, daß Schmidt recht hatte.

Braun begab sich sofort nach der Villa Petersen und stellte mit Josepha ein neues Verhör an. Sie wußte von den Juwelen und wußte auch, daß Edith die Edelsteine in einer Kassette, diese aber wiederum in ihrem Schreibtisch aufzuheben pflegte.

Man ließ einen Schlosser kommen und den Schreibtisch öffnen. Der sehr geschickte Handwerker war nicht imstande, durch Anwendung eines Dietrichs sein Ziel zu erreichen, er mußte das Kunstschloß herausnehmen und versicherte, daß es vollkommen unversehrt sei.

In dem Schreibtisch fand sich die Kassette vor, aber sie war leer.

Hieraus rechtfertigte sich der Schluß, daß Edith selbst bei ihrer Abreise die Juwelen an sich genommen hatte.

Aber wo war Edith, und warum war sie heimlich abgereist?

Siebzehntes Kapitel.

Abends um elf Uhr traf Doktor Marquardsen in Hamburg wieder ein.

Die Fahrt war für ihn sehr unbehaglich gewesen, denn das telegraphisch gemeldete Verschwinden seines Bureauvorstehers machte ihm natürlich große Sorge. Er nahm sofort eine Droschke und fuhr auf die Polizei; dort konnte man ihm allerdings die tröstliche Nachricht geben, daß Schmidt wieder aufgetaucht sei, aber zugleich vernahm er mit Schrecken die Kunde von Ediths Verschwinden.

Man zeigte ihm auch eines jener roten Plakate, in denen der Unbekannte, welcher die Villa Petersen verlassen haben sollte, zur Meldung aufgefordert wurde, und man fragte ihn, ob er selbst etwas über diesen Unbekannten aussagen könnte, denn er selbst war ja ebenfalls an dem verhängnisvollen Abend oder wenigstens in den Nachmittagsstunden bei Edith gewesen.

Ach ja, Doktor Marquardsen hätte den Namen jenes Mannes wohl nennen können, er wußte aus Maggis Mund, daß Humbert nach Harvestehude gegangen war. Aber er schwieg vorläufig.

Denn er dachte an die blonde, ahnungslose Frau, über deren Haupt ein so schweres Verhängnis schwebte, und er hoffte noch immer, das Unglück abwenden zu können.

So begab er sich, von schweren, trüben Gedanken bewegt, in seine Wohnung am Herrengraben. Mitternacht war schon längst vorüber, aber hinter den Fenstern des ersten Stockwerkes schimmerte noch ein trübes Licht, jenes Zeichen einer ruhelosen Seele oder eines kranken Leibes.

Der Anwalt besaß einen Schlüssel für Haus und Etage; er stieg die Treppe hinauf, betrat sein Zimmer und legte ab.

Während er noch damit beschäftigt war, klopfte es leise an die Thür.

Draußen stand Humbert, angekleidet und mit der brennenden Lampe in der Hand; sein Gesicht war totenblaß, und der große schwarze Bart hing ihm wirr auf die Brust nieder. Die sonst so saubere Wäsche war unordentlich, es fehlte der Kragen und die Halsbinde.

So machte der hochgewachsene, aber jetzt gebeugte Mann mitten in der Nacht und bei der trüben Beleuchtung einen unheimlichen Eindruck, und die leise Stimme, mit der er sprach, erhöhte noch das Schattenhafte der Erscheinung.

„Guten Abend, Herr Doktor," sagte er. „Sie sind schon zurück, wie ich sehe."

„Früher als ich dachte, Herr Humbert. Es ist doch niemand krank bei Ihnen — Ihre Frau?"

Jener drehte langsam den Kopf zur Seite und sah in das Dunkel. „Sie meinen Maggi? Ich denke doch nicht. Sie ist auf ein paar Tage nach Kiel zu Verwandten."

„Und Sie sitzen noch allein auf, Herr Humbert?"

Dieser schwieg einen Augenblick und wühlte in seinem Bart, dann sagte er plötzlich: „Sie sind gewiß von der Reise ermüdet, Herr Doktor, sonst möchte ich Sie wohl bitten, auf eine halbe Stunde herüberzukommen. Ich hätte mit Ihnen zu reden."

„Ich komme," entgegnete der Anwalt, und jener schritt langsam und schwerfällig den Korridor zurück.

Es war sehr stille in der Wohnung, und außer den beiden Männern befand sich wohl keine lebende Seele in der Nähe. Die Verkäuferin und das Mädchen schliefen oben, weitere Hausbewohner waren nicht vorhanden.

Doktor Marquardsen spürte eigentlich nicht übel Lust, sein Zimmer doppelt und dreifach zu verschließen und sich

selbst zur Ruhe zu legen; das Benehmen des Mannes war so sonderbar gewesen, und die Worte: „Ich hätte mit Ihnen zu reden,“ hatten ganz eigentümlich, ja fast drohend geklungen.

Vielleicht wußte dieser finstere Mensch, daß sein Mieter ihn den Gerichten überliefern konnte, er hatte wohl schon mehr auf dem Gewissen — vielleicht sehr viel.

Hans schloß seinen Schreibtisch auf, nahm einen kleinen Taschenrevolver heraus und steckte die Waffe zu sich; dann ging er hinüber in die Wohnung des Juweliers.

Humbert saß am Tisch hinter der Lampe und hatte die Arme aufgestemmt; die Thür zum Nebenzimmer stand offen, man sah in das leere, dämmerige Schlafgemach, aus dem die Betten hervorleuchteten.

Als der Anwalt eintrat, erhob sich der andere, schloß die Thür des Schlafzimmers und sagte: „So, nun können wir miteinander reden, Herr Doktor, ein Mann zum anderen. Sie wissen doch alles, nicht wahr? Das mit meiner ersten Frau und das mit meiner zweiten —“

Klarer und deutlicher hätte es nicht mit vielen Worten gesagt werden können; in diesem kurzen Satz lag eine ganze Last, die gleichsam hervorbrach.

Marquardsen entgegnete: „Ich bin wenigstens besser unterrichtet, als diejenige, die es sein sollte.“

„Sie meinen Maggi,“ erwiderte Humbert finster. „Wenn Sie wüßten, welche Kämpfe mich das Schweigen gekostet hat, dann würden Sie mir nicht einen Vorwurf daraus machen. Aber darum handelt es sich jetzt nicht. Sehen Sie, Herr Doktor, ich bin in einer verzweifelten Lage, und ich brauche jemand, der mir sagt, was recht und was klug ist, Sie können mir vielleicht noch am besten helfen. Aber dazu müssen Sie meine Geschichte hören. Alles wissen Sie doch nicht, und das eine ist gerade die Hauptsache.“

Er deutete auf einen Stuhl und setzte sich selbst wieder hinter die Lampe, so daß sein Gesicht von der Kuppel verdeckt war. Seine Hände griffen in den Bart, und ihn langsam zerwühlend, begann er: „Sie haben ja Edith kennen gelernt, ich denke, Sie stehen ihr ziemlich nahe. Der Geschmack über Frauenschönheit ist gewiß verschieden, aber ich kann mir noch heute kaum ein schöneres Weib vorstellen, und damals, als wir uns heirateten, war das natürlich noch weit mehr der Fall, denn in jüngeren Jahren sieht man nur auf Glanz und Feuer.

Das war es, Herr Doktor; wir gründeten beide unsere Ehe nicht auf die Liebe, sondern nur auf die Leidenschaft, und wir dachten ja wohl, daß unser Leben immer mehr Sonne einsaugen werde, wie es bei den Edelsteinen der Fall ist. Ach du lieber Gott, wie ist der Mensch so blind!

Aber lassen Sie mich bei den Juwelen bleiben, es ist ja mein Geschäft.

Weil keine Kinder kommen wollten, unterrichtete ich Edith in meiner Kunst; es liegt den Frauen ja so nahe, mit Schmuck und Tand zu hantieren, sie fühlen sich da ganz in ihrem Element. Und Edith war ganz besonders gelehrig und geschickt. Sie kannte die Edelsteine bald besser als ich selbst, und sie wurde im Fassen der Kleinodien ein Meister, so daß ich ihr oft die Werkstatt überließ und zuletzt meinen Gehilfen abschaffen konnte.

Ich hätte ja wohl merken müssen, daß sie dies alles nicht nur mit der Hand und mit dem Verstand, sondern daß sie es mit ihrem ganzen Herzen that, denn wenn sie ein recht schönes Stück in der Arbeit hatte, dann glänzten ihre Augen wie schwarze Diamanten, die man so selten findet. Aber ich sah nur die schönen Augen, Herr Doktor.

Bisweilen erbat sie sich einen Ring oder ein Armband oder eine Brosche zum Geschenk, und ich gab es ihr, nur

um das Feuer der Augen wieder einmal zu sehen; hinterdrein aber seufzte sie über die winzigen Steine und las mit heißen Augen die Berichte von Hoffesten, wo die Damen vom Scheitel bis zum Kleidersaum von Diamanten flimmerten.

Ich glaube, sie war krank, Herr Doktor. Ob solche Krankheiten aus einem fehlerhaften Hirn oder aus einer schlechten Moral kommen, das mögen die Aerzte entscheiden — aber ich glaube, sie war krank.

Und dann kam der schlimme Tag.

Da erschien ein Fremder in meinem Geschäft, der sich Mr. Burton nannte und Engländer zu sein vorgab. Ob er wirklich einer war, weiß ich nicht, es geht mich auch nichts an. Der gab mir einen Rubin zum Fassen, einen Stein von so seltener Größe und Schönheit — nun, Sie haben ihn ja selbst bei mir gesehen, und Sie werden in diesem Augenblick glauben, daß ich ein Dieb und ein Betrüger sei. Herr Doktor, auf Ehre und Gewissen, die Sache liegt anders.

Ich hatte versprochen, die Arbeit bis zum nächsten Morgen zu liefern, und machte mich auch sofort daran; meine Frau, die übrigens den Fremden nicht gesehen hatte, half mir, das heißt, sie that in diesem Falle nur einige Handreichungen. Dann verschloß ich das Etui im Schrank, ging abends auf einige Stunden aus, und übergab am nächsten Morgen das Etui dem Fremden. Er trat an das Fenster, öffnete das Etui, prüfte die Arbeit ziemlich oberflächlich, zahlte und ging. Ich selbst hatte den Rubin gar nicht wieder angesehen.

Einige Tage später kehrte Mr. Burton, der inzwischen das Städtchen verlassen hatte, zurück und sagte mir ins Gesicht, daß ich den echten Rubin mit einem falschen vertauscht hätte.

Er legte mir das Armband vor, und ich überzeugte

mich, daß der Stein falsch sei; aber die Arbeit war nicht von meiner Hand.

Und da glaubte ich denn natürlich, einen Betrüger vor mir zu haben, der inzwischen den echten Stein vertauscht hatte, um gegen mich eine plumpe Erpressung zu begehen.

Ich wurde in dieser Meinung noch bestärkt, als der angebliche Burton alsbald aus der Stadt verschwand, ohne gegen mich eine Anzeige zu erstatten — er fürchtete offenbar, daß der Spieß umgedreht werden würde.

So glaubte ich damals."

Der Juwelier schwieg einen Moment und dann setzte er mit zusammengebissenen Zähnen hinzu: „Einige Tage später fand ich den echten Rubin unter den Sachen — meiner Frau."

Es war sonderbar, Doktor Marquardsen hatte über diese Enthüllung kein Wort des Erstaunens oder des Schmerzes. Er blickte nur prüfend in das gramvolle Gesicht Humberts, er glaubte, was jener sagte, und er empfand diesen Glauben fast wie die Erlösung von einem unsichtbaren Bann.

Er streckte stumm die Hand aus, und Humbert legte seine Rechte hinein.

„Ich weiß nicht, was Sie in diesem Augenblick verloren haben," sagte er schlicht, „aber ich glaube fest, daß der Gewinn größer ist als der Verlust. Denn die Verbrecherin ist einer Mannesliebe nicht wert. Ich freilich — o lieber Herr Doktor, ich selbst kam nicht so leicht über diese Erkenntnis hinweg, denn sie war ja doch mein Weib. Von einer unseligen Leidenschaft geblendet, hatte sie meine Abwesenheit an jenem Abend benutzt und den echten Stein gegen eine Imitation, von denen ich einen großen Vorrat besaß, vertauscht; die stümperhafte Fassung, in der ich niemals die geschickte Hand Ediths

erkannt haben würde, war ein Zeichen ihres unruhigen Gewissens und ihrer verbrecherischen Hast.

Wer kann eine Frauenseele ergründen! Sie leugnete nicht, sie machte gar nicht den Versuch, ihre That zu bemänteln.

„Ich konnte nicht anders,“ sagte sie, „das rote Feuer dieses Edelsteines war zu schön.“ Und dann trat sie mit einer Ansicht hervor, die mich noch mehr erschreckte als der Diebstahl, den man vielleicht als die Folge einer übermächtigen Versuchung hinstellen konnte.

Sie meinte, der Rubin habe ja doch nur einen Wert für den Kenner, und der fremde Engländer sei sicherlich ein Laie in Juwelen, sonst würde er sich nicht so leicht haben täuschen lassen. Sie besaß also gar kein Gefühl für das Unmoralische der That, sondern sie bemaß ihr Handeln lediglich nach seinen Folgen. Mit einer solchen Frau konnte ich nicht leben; ich schlug ihr daher die Scheidung vor; und nun kam das Seltsamste von allem — sie weigerte sich und erklärte, ihre Liebe zu mir sei so groß, daß sie eine Trennung nicht würde ertragen können.

Erlassen Sie mir die Schilderung jener Tage, in denen wir einen Kampf miteinander führten, der ebensogut brutal wie moralisch genannt werden konnte; endlich griff ich zu dem letzten Mittel und drohte mit einer Anzeige bei den Gerichten.

Das half; Edith wurde so still wie ein Gegner, den man im Ringkampf durch einen Faustschlag betäubt hat; sie ergab sich in alles, und die Scheidung ging unter dem Deckmantel der gegenseitigen unüberwindlichen Abneigung äußerlich glatt vor sich. Ich glaube nicht, daß ein Gerichtshof jemals mehr belogen worden ist.

Ueber meine zweite Ehe brauche ich Ihnen nichts mitzuteilen, Herr Doktor, Sie sind Zeuge geworden, wie glücklich Maggi und ich miteinander lebten. Gewiß, Sie

können sagen, daß auch diese Ehe auf eine Lüge gegründet ist, denn ich habe meine Vergangenheit mit einem tiefen Schleier verhüllt; aber es macht doch gewiß einen Unterschied, ob man aus Liebe betrügt, oder ob die Liebe selbst betrogen wird. Maggi ist in engen, bürgerlichen Kreisen aufgewachsen; eine tote Vorgängerin hätte sie ertragen können, eine lebende schwerlich. Aber ohne Strafe bin ich doch nicht geblieben. Eine beständige Angst quälte mich, daß meine zweite Frau eines Tages derselben Versuchung unterliegen könnte, der die andere zum Opfer gefallen ist, und diese Sorge hat mich in den Ruf eines Tyrannen, eines eifersüchtigen Blaubarts gebracht. Ich habe ganz gewiß damit ein Unrecht begangen, aber wer einmal betrogen wurde, der bleibt mißtrauisch, und Maggi ist doch auch ein schönes Weib, das den Schmuck liebt. O, sie ist so schön, Herr Doktor, so lieblich — — und nun muß das kommen!"

„Sie haben es von Edith erfahren?" frug der Anwalt leise.

„Von ihr," versetzte der Juwelier finster. „Sie wissen, daß ich noch heute im Besitz des Rubins bin, ich betrachte ihn nicht als mein Eigentum, sondern als ein Unterpfand, aber es ist mir trotz vielfacher Bemühungen nicht gelungen, den rechtmäßigen Eigentümer zu ermitteln. Als Maggi nun den Edelstein entdeckt hatte und ohne mein Wissen mit einer fremden Dame wegen seines Verkaufs in Unterhandlung getreten war, da fiel mir die Aufgabe zu, diese Verhandlungen rückgängig zu machen. Ich begab mich mit dem Rubin nach Harvestehude, und zwar in der Absicht, einen so unsinnigen Preis dafür zu fordern, daß die Dame von einem Ankauf Abstand nehmen mußte.

Statt einer Fremden fand ich Edith."

Humbert stand auf und trat an das Fenster. Er

wandte seinem Gast den Rücken und sprach die folgenden Worte halb für sich in das Dunkel der Nacht.

„Sie ist verschwunden," sagte er, „kein Mensch weiß, welches Geheimnis ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort bedeckt. An den Anschlagsäulen, auf roten Zetteln, wie sie über einen Mord gedruckt werden, sucht man den Unbekannten, der zuletzt bei ihr gewesen ist. Der Unbekannte bin ich. Ich soll vor den Herren von der Polizei und vom Gericht meinen Namen nennen und Auskunft geben über das, was ich nicht weiß, und wenn mein Mund stumm bleibt, dann werden sie mich selbst des Mordes bezichtigen. Als ob ich einen Menschen hinwegzaubern könnte, daß seine Spur untergeht! Und um mich zu entlasten, muß ich bekennen, was eine andere vernichten wird."

Der unglückliche Mann wandte langsam seinen Kopf nach der verschlossenen Thür des Schlafgemachs, als ob diejenige, von der er sprach, in der Nähe wäre; dann lehnte er die Stirn an das Glas der Fensterscheiben.

Doktor Marquardsen trat neben ihn und berührte seine Schulter. „Was ist zwischen Ihnen und Edith vorgefallen?"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß niemand diese Frauenseele ergründen kann," entgegnete er rauh. „Sie teilte mir mit, daß unsere Ehe noch gültig sei, und sie begehrte mich zurück. Trotz der anderen und ungeachtet der Jahre, die dazwischen liegen. Und als ich in meiner Not nach dem alten Mittel griff und ihr mit den Gerichten drohte, da that sie ein Gleiches. Glauben Sie, Herr Doktor, daß ich mich für meine Person vor den Gerichten fürchte?"

„Nein — aber Sie dachten an Maggi."

Humbert setzte sich an den Tisch zurück und legte seinen Kopf in die Hände. „Mein Weib ist für mich verloren,

ich darf sie nicht mehr an mein Herz schließen. Aber das Schlimmste soll ihr erspart bleiben. Um den Preis meines Gewissens erkaufte ich Ediths Schweigen — ich gab ihr den Rubin zurück, und sie versprach mir dafür, aus Hamburg zu verschwinden. Sie hat ihr Versprechen schneller erfüllt, als ich es selbst zu hoffen wagte — sie ist verschwunden.“ — —

Also das war die Lösung des Rätsels!

Sie mochte gelten, sie konnte wahr sein, sie war wenigstens augenblicklich nicht zu widerlegen. Aber der Anwalt grübelte in dieser stillen, seltsamen Nachtstunde über ein anderes Problem.

„Wie soll das mit Maggi werden?“ sagte er nach einer langen Pause.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Humbert, „ich sehe nur in eine tiefe Dunkelheit. Sie soll niemals erfahren, daß wir nach den Formen des Rechtes einander nicht angehören. Diese Gefahr wird wohl für immer beseitigt sein. Aber was sonst werden soll — — ich weiß es nicht. Sie ist vorderhand bei Verwandten in Kiel; der Besuch war schon längst geplant, und ich beredete sie, ihn jetzt auszuführen. Das ist eine Frist von einer Woche — hernach — — vielleicht findet sich so oder so eine Lösung.“

Die Lampe war dem Erlöschen nahe, und die Morgendämmerung kam herauf. Kalt und grau und mit Gewölk, wie der Vorbote eines unfreundlichen Tages.

Hans ging in sein Zimmer hinüber und warf sich angekleidet auf sein Bett; er konnte nicht schlafen. Edith hatte auch ihn betrogen, wie sie andere betrog; aber daran dachte er am wenigsten. Er fühlte, daß nicht Liebe, sondern Berechnung, vermischt mit einem Tropfen Leidenschaft, ihn in die Arme dieser Sirene geführt hatte, und er löste sich von ihr ohne Gram.

Aber das letzte Wort des unglücklichen Mannes, dieses geheimnisvolle „so oder so“ beschäftigte unablässig seine Gedanken, und als er einmal zufällig mit der Hand die Brusttasche streifte, wo noch immer der kleine Revolver steckte, da überlief es ihn eiskalt.

Achtzehntes Kapitel.

Wo war Edith?

Was uns in dem geheimnisvollen Dunkel einer Nacht glaubhaft erscheint, das zerfließt unter dem Lichte des Tages in Dunst und Schatten. Wir stellen eine nüchterne Berechnung an und finden, daß das vorher für möglich Gehaltene nicht stimmt.

So begann auch Doktor Marquardsen zu wägen und zu grübeln.

Gewiß — es konnte möglich sein, daß Edith ihr Versprechen erfüllt hatte und in eine unbekannte Ferne abgereist war, diese Annahme stimmte sogar mit der verschleierten Frauengestalt, die Hans auf seiner nächtlichen Fahrt gesehen zu haben glaubte.

Aber warum diese Hast und diese seltsame Heimlichkeit?

Die Juwelen mochte sie mit sich genommen haben, aber alles übrige war zurückgeblieben, selbst die Hoffnung auf ein reiches Erbe. Und gerade diese letzte Erwägung war ein Hauptgrund, weshalb der Rechtsanwalt an Ediths Abreise zweifelte.

Er hatte ihren Charakter hinreichend kennen gelernt, um zu wissen, daß die Sucht nach Reichtum und Glanz alle anderen Eigenschaften überwog, und es war ihm nicht recht glaubhaft, daß sie jeden Versuch, ihre Anerkennung als Ruhmanns Adoptivtochter vor den Gerichten zu erzwingen, endgültig aufgegeben haben sollte.

Endlich aber diese seltsame und unheimliche Persönlichkeit, die sich John Stevens nannte!

Durch Rücksprache mit dem Polizeikommissar Braun und dem wieder aufgetauchten Bureauvorsteher Schmidt gewann Doktor Marquardsen die Ueberzeugung, daß John Stevens und jener Burton, der vor fünf Jahren in Waldau auftauchte, eine und dieselbe Persönlichkeit war.

Um hierüber eine Gewißheit zu erlangen, erbat er sich von Braun das in Stevens' Koffer vorgefundene Armband und gab vor, daß er es noch einem zweiten Sachverständigen, und zwar seinem eigenen Hauswirt, vorlegen wolle, der ein besonders guter Kenner von Juwelen sei.

Humbert erklärte auf den ersten Blick, daß dieses Armband mit dem von Burton übergebenen identisch sei; er kannte insbesondere die flüchtige Art, mit der der unechte Rubin à jour in die goldenen Klauen gefaßt war, und nun trat der ganze Zusammenhang in ein klares, unzweideutiges Licht.

Das Vorleben John Stevens', seine Kenntnis der englischen Sprache und die Umformung seines ursprünglich deutschen Namens — alle diese Umstände wiesen darauf hin, daß er längere Zeit in England gelebt und dort wahrscheinlich eine nicht ganz makellose Vergangenheit zurückgelassen hatte. Ihre Art wurde durch die aufgefundene Timesnummer beglaubigt.

Stevens hatte, entweder allein oder mit Genossen, den großen Juwelendiebstahl in der City ausgeführt, und der Rubin war ihm dabei als Beuteanteil zugefallen. Seine Verwertung stieß natürlich auf nicht geringe Schwierigkeiten, denn jedenfalls war eine Beschreibung des seltenen Juwels an die größeren Plätze Europas gelangt, und der Dieb konnte es nicht wagen, den ungefaßten Edelstein auf irgend einem Hauptmarkt zum Verkauf anzubieten.

Wenn er dagegen eine Fassung erhalten hatte, durfte das schon eher riskiert werden.

Zu diesem Zweck hatte Stevens sich in eine kleine, entlegene Stadt Süddeutschlands begeben; denn er durfte hoffen, daß dort der Diebstahl noch nicht bekannt war. Es wurde ihm in dem kleinen Neste leicht, die Rolle eines reichen, vornehmen Mannes zu spielen.

Nachdem aber der Dieb selbst betrogen worden war, hinderte ihn die Furcht vor Entdeckung, eine Anzeige zu erstatten; er mußte seine Beute im Stich lassen und sich mit der Hoffnung begnügen, den unechten Stein bei günstiger Gelegenheit an den Mann zu bringen.

Und nun führte ihn nach Jahren jener Zufall, der so wunderbar im Leben spielt, nach Hamburg. Daß die Diamanten der Brasilianerin den alten Spezialisten bewogen hatten, bei Edith in Dienst zu treten, konnte kaum einem Zweifel unterliegen, denn ein Verbrecher giebt nur höchst ungern die einmal gewählte Branche auf. Von den Beziehungen der Dame zu seiner eigenen Vergangenheit besaß er aber selbstverständlich keine Ahnung, denn in Waldau war Edith niemals in seinen Gesichtskreis getreten, er hatte vielmehr nur mit Humbert selbst verhandelt.

Erst an jenem nebelschweren Abend, wo Humbert mit Edith zusammentraf, war John Stevens Zeuge davon geworden, wie der Edelstein in die Hände derjenigen zurückgelangte, die ebenfalls kein Anrecht darauf besaß, und dann — —

Was sodann geschehen war, blieb in jenes Dunkel gehüllt, welches die einsam gelegene und fast von Menschen verlassene Villa zwischen sieben und neun Uhr abends vorzeitig bedeckt hatte. —

Doktor Marquardsen war nicht in der Lage, dem Untersuchungskommissar Braun seinen ganzen Gedanken-

gang entwickeln zu können, denn er hätte alsdann Dinge aufdecken müssen, die in Humberts und Maggis Interesse verborgen bleiben mußten; aber er nahm sein Recht als Ediths Sachwalter zum Vorwande und sprach mit Braun über die Möglichkeit eines Verbrechens.

Er bat den Kommissar, während der nächsten Tage und vor allen Dingen einige Nächte hindurch die Villa polizeilich bewachen zu lassen, und wies dabei auf den alten Erfahrungssatz hin, daß ein Verbrecher früher oder später den Schauplatz seiner That wieder aufzusuchen pflegt.

Braun gab das letztere zu, aber er frug nicht ohne einen Schein von Berechtigung, wo denn überhaupt ein Verbrechen begangen worden sei. In der Villa, die keine Spur davon aufwies?

Immerhin hatte der Beamte ein lebhaftes Interesse an der Persönlichkeit von John Stevens, denn es konnte kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Pseudoengländer seinen Freund Schmidt um fünfhundert Mark bestohlen hatte; es waren deshalb auch am Hafen und an den Bahnhöfen die erforderlichen Vorbereitungen getroffen worden, um ein Entweichen des Diebes aus Hamburg zu verhindern.

Nach Brauns Ansicht allerdings zu spät, denn zwischen dem Diebstahl und der Anzeige lag Zeit genug, um selbst die Grenzen des Deutschen Reiches zu überschreiten, ganz abgesehen davon, daß täglich Schiffe ausliefen, die nicht bis auf den Kielraum untersucht wurden.

Und dennoch — seltsam! — es ging ein unbestimmtes Gerücht, daß der Gesuchte Hamburg noch nicht verlassen habe.

Das Gerücht kam von den Elendesten der Elenden, von den Verworfensten der Verworfenen — es kam aus den Verbrecherkreisen selbst.

Diejenigen, die gerade keine Strafe zu verbüßen und keine That zu verbergen hatten, drängten sich an die Polizei mit jener Spitzelneigung heran, die sich niemals auf die eigene Zunft bezieht, aber desto mehr auf die fremde.

Sie machten ihre Mitteilungen nicht in klaren, verständlichen Worten, sondern sie sprachen in abgerissenen Sätzen, in halben Andeutungen, in dunklen Redensarten.

„Er steckt noch irgendwo,“ sagten sie. „Er ist da und dort gesehen worden — er hat einige Stunden in dem und dem Lokal zugebracht. Er hat kein bestimmtes Quartier — wir wissen nicht, wo er sich augenblicklich aufhält — aber er ist noch da, er hat sich noch nicht fortgemacht.“

So wechselten die scheuen Mitteilungen, und dabei wurde niemals sein Name genannt, sondern es hieß immer nur „er“; aber jedermann wußte, wer damit gemeint sei.

Und diese schöne Umschreibung eines Menschen, der doch auch seinen Namen trug, machte die Polizei stutzig. So pflegte man in Verbrecherkreisen nicht von einem lumpigen Diebe oder vom gewöhnlichen Schränker zu reden; solche Leute waren der „Ede“ und der „Lude“ und der „Hannes“, aber wenn diese Herren von „ihm“ sprachen, dann meinten sie damit jenen, der in aller Mund war. So sprachen sie nur von einem Großen, einem Unheimlichen, einem Schrecklichen.

Von einem, der „rot gefärbt“ hatte.

Braun ließ sich einen der bekanntesten Zuchthäusler kommen, das Oberhaupt der „schweren Jungen“, der aber zufällig nichts auf dem Kerbholz hatte.

„Mohnsen,“ sagte er, „Ihr wißt etwas Näheres; heraus mit der Sprache, Mann, es soll Euer Schade nicht sein.“

„Ich weiß nichts Näheres, Herr Kommissar," entgegnete der graue Sünder, „ich weiß nicht mehr als die anderen. Aber es geht das Gerede, daß er sich im Ebräergang bei dem Trödler Löbens ein Grabscheit gekauft und daß er mit Gold bezahlt hat."

„Was kann er mit einem Grabscheit wollen?" sagte Braun wegwerfend. „Redet doch keinen Kaff!"

„Ich weiß es nicht, Herr Kommissar, es ist ein Gerede. Vielleicht hat er etwas auszugraben oder etwas einzugraben; machen Sie sich Ihren Vers selber."

Die Thatsache mit dem Trödler Löbens im Ebräergang war richtig; es war ein Grabscheit von jemand gekauft worden, dessen Beschreibung auf John Stevens paßte. Der Mensch hatte verkommen und verwildert ausgesehen, wie einer, der kein Obdach besitzt.

Am Abend wurde ein Polizeibeamter in die Villa Petersen beordert. Er sollte die Nacht über dort Wache halten, zum großen Trost von Josepha, die noch kein anderweitiges Unterkommen gefunden hatte und sich in dem leeren Hause halb zu Tode fürchtete.

Am folgenden Morgen erstattete der Mann Rapport.

Er hatte sich, natürlich ohne Licht, in Stevens' früherer Schlafkammer aufgehalten und die Dogge zu sich hereingenommen; das kluge Tier war gegen die Uniform sehr zuthulich gewesen, und bis Mitternacht war nichts Auffälliges vorgekommen.

Dann — ungefähr um ein Uhr — hatte der Hund plötzlich wütend angeschlagen und mit aller Gewalt hinausgestrebt; draußen war er wie toll um das Haus herumgerannt, hatte aber keine Spur aufgenommen und sich zuletzt heulend und windend im Vorgarten niedergelassen — so war der Tag herangekommen.

Man untersuchte den Vorgarten der Villa auf das peinlichste, fand aber absolut keine verdächtigen Spuren;

dennoch lag der Verdacht nahe, daß Stevens im Laufe der Nacht die Villa umschlichen hatte, und als obendrein Josepha mitteilte, daß Nero sich gegen den Diener stets mißtrauisch verhalten hätte, da wurde dieser Verdacht zur Gewißheit.

Man beschloß, für die nächste Nacht die Wachen zu verdoppeln; wenn Stevens einen bestimmten Zweck verfolgte, dann hatte jedenfalls das Gebell des Hundes ihn an der Ausführung gehindert, und man durfte um so sicherer auf seine Rückkehr hoffen, als er von der Gegenwart der Polizei jedenfalls keine Ahnung besaß.

Indessen erschien es bedenklich, den Hund in der Villa zu lassen, denn sein vorzeitiges Gebell hatte den Verbrecher offenbar verscheucht; Nero erhielt daher auf dem nächsten Polizeibureau freies Quartier und benahm sich so manierlich, daß man schließlich nicht besonders acht auf ihn gab.

Nachts zwischen zwölf und ein Uhr war er plötzlich verschwunden. — —

Inzwischen hatten die Polizeibeamten abermals ihren Posten bezogen. Es waren jetzt drei Mann, die sämtlich Zivil trugen, denn nach den letzten kühlen und bedeckten Tagen hatte sich ein freundlicheres Wetter eingestellt, und die Nacht versprach so hell zu werden, daß die Uniformknöpfe und die Helmbeschläge zu Verrätern werden konnten.

Die drei Konstabler verteilten sich so, daß der eine das Innere des Hauses bewachte, während seine beiden Gefährten den Vorgarten unter ihre Obhut nahmen; die letzteren hatten sich zusammen in eine Laube gesetzt und verscheuchten den Schlaf durch eine flüsternde Unterhaltung.

„Er kommt nicht mehr,“ meinte der jüngere, „er ist längst über Hamburg hinaus.“

„Er kommt,“ entgegnete sein älterer Kamerad, „er muß kommen, er hat hier herum etwas liegen.“

„Was sollte er liegen haben?"

„Ich kann es dir nicht sagen, ich weiß es nicht. Aber wenn er kommt, dann wird sich's herausstellen."

„Und wenn er nicht kommt?"

„Dann bleibt es liegen. Einmal wird die Sonne wohl darauf scheinen, der Spaten wirft es ans Tageslicht oder die Maurerkelle. — Was war das?!"

Die beiden Männer sahen angestrengt in das Dämmerlicht hinaus. Es war ein wenig Mondschein am Himmel, und man vermochte daher auch entferntere Gegenstände undeutlich zu erkennen.

„Es war mir, als ob etwas vorüberhuschte," sagte der jüngere leise.

„Ja, so kam es mir auch vor — da hinten an der Hecke. Aber das war kein Mensch."

„Nein, eher wie ein großes Tier oder so was."

Sie horchten abermals, und dann sprangen sie plötzlich beide zu gleicher Zeit empor. Es mußte in der Nähe irgend etwas vor sich gehen, man hörte unterdrückte Hilferufe und dazwischen einen unbestimmten, heiseren Laut.

„Es ist drüben im Ruhmannschen Garten," sagte der ältere Schutzmann hastig. „Wir müssen hinüber, ich glaube, da passiert ein Unglück."

Den Zaun überspringend und durch die dichtverwachsenen Büsche brechend, kamen sie an eine lichtere Stelle des verwilderten Grundstücks, wo früher eine Rasenfläche gewesen sein mochte. Und hier fanden sie einen Mann auf der Erde liegen, keuchend und mit zerfetzten Kleidern. Ueber ihm stand eine riesengroße Dogge mit gefletschten Zähnen und gesträubten Haaren. In der Nähe lag aufgeworfene Erde und daneben ein Grabscheit.

Der Hund ließ sich von den beiden Beamten willig abrufen. Er hatte sein Opfer nicht verletzt, sondern nur zu Boden gerissen, und er legte sich leise knurrend nieder,

als er sah, daß die Beamten ein Handeisen zum Vorschein brachten und damit die Hände John Stevens' fesselten.

— — — — — — — — — — — —

Die Nachricht von der Festnahme des Verbrechers ging in der Frühe des nächsten Morgens wie ein Lauffeuer durch ganz Hamburg.

Die Morgenzeitungen brachten ausführliche Artikel über alle Einzelheiten der Ergreifung, und sie bezeichneten übereinstimmend den Gefangenen als Edith Ruhmanns Mörder.

Zwar wußte noch niemand, ob die verschwundene Bewohnerin der Villa Petersen auch wirklich ermordet worden war, denn eine Leiche hatte man nach wie vor nicht aufgefunden, aber der Bericht von der aufgeworfenen Erde und von dem Grabscheit spukte in allen Köpfen, und es stand jetzt für jedermann fest, daß Ediths Körper auf dem Ruhmannschen Grundstück verscharrt worden sei.

Die Polizei hegte hierüber ihre besonderen Ansichten.

Im Verlaufe der Nacht hatte man keine weiteren Nachforschungen angestellt, sondern nur den Gefangenen auf die Hauptwache gebracht und ihn dort einem vorläufigen Verhör und einer Leibesvisitation unterzogen.

Außer einem vollkommen sauberen Dolchmesser und einem ziemlich rostigen Schlüssel förderte die Untersuchung zwei wichtige Gegenstände zu Tage: ein Päckchen mit Juwelen, unter denen sich ein auffallend großer und schöner Rubin befand, und weiter eine Brieftasche mit mehreren Hundertmarkscheinen.

Angesichts dieser Ueberführungsstücke bequemte sich Stevens zu einem Bekenntnis.

An dem fraglichen Abend habe Fräulein Ruhmann den Besuch eines schwarzbärtigen Herrn erhalten. Nach seinem Fortgange sei die Dame in großer Aufregung gewesen und hätte ihm — dem Diener — erklärt, daß sie

sofort abreisen müsse. Sie sei auch thatsächlich fortgegangen und er selbst hätte ihre und Josephas Abwesenheit benutzt, um den Schreibtisch mittels eines Dietrichs zu öffnen und die Juwelen zu entwenden.

Dann hätte er sich auf die Flucht begeben.

Stevens schilderte weiter ganz wahrheitsgemäß sein Zusammentreffen mit Schmidt. Er räumte den Diebstahl der fünfhundert Mark ein und gab an, daß ihm die Mittel zur Flucht gefehlt hätten, da ein Verkauf der Juwelen zu gefährlich und zeitraubend gewesen sei.

Als er aber dann gefragt wurde, warum er nach Erlangung der nötigen Reisemittel dennoch die Flucht verzögert habe, geriet er in Verwirrung und schwieg. Nach einer Pause gab er an, der Juwelendiebstahl sei doch wohl bereits am Abend der That entdeckt worden, und er hätte infolgedessen eine Bewachung des Hafens und der Bahnhöfe befürchten müssen.

Es wurde ihm entgegengehalten, daß die Morgenzeitungen wohl Ediths Verschwinden, nicht aber das Fehlen der Edelsteine gemeldet hätten; darauf zuckte er die Achseln und entgegnete, daß er keine Zeitungen gelesen habe.

Polizeikommissar Braun, welcher die Vernehmung leitete, wurde ungeduldig. „Das ist unmöglich,“ sagte er, „jeder Verbrecher liest alles, was in der Presse über seine That geschrieben wird.“

„Ich konnte es nicht,“ entgegnete Stevens, „ich wagte mich gar nicht in die Nähe von Menschen.“

„Sie haben aber bei dem Trödler Löbens im Ebräergang einen Spaten gekauft.“

Nach diesem Vorhalt griff John Stevens zu einem anderen Verteidigungsmittel; er wurde trotzig. „Wenn Sie es wissen, Herr Kommissar, warum fragen Sie dann danach?“

„Was wollten Sie mit dem Spaten? Was haben Sie damit auf dem Ruhmannschen Grundstück gemacht?"

„Ich wollte meinen Raub vergraben."

Braun schloß das Verhör. Es war klar, daß jener log, Fragen konnten die Wahrheit nicht an den Tag bringen, die Sonne mußte es thun.

Neunzehntes Kapitel.

Und an diesem Morgen ging die Sonne glänzender auf, als es während der letzten Woche jemals der Fall gewesen war. Doktor Marquardsen hätte gerade sein Bureau betreten, als ein Polizeibeamter erschien und ihn aufforderte, nach dem Ruhmannschen Garten zu kommen. Man wollte dort eine Durchsuchung vornehmen, und da der Anwalt das Grundstück sequestrierte, war seine Gegenwart erforderlich oder zum mindesten wünschenswert.

Marquardsen hatte gerade die Post erhalten, und unter den Eingängen befand sich auch ein Brief mit dem Stempel Waldau. Der Anwalt hätte gerne gerade dieses Schreiben zuvor gelesen, aber der Beamte drängte, und so schob er es uneröffnet in die Brusttasche. Außerdem interessierte ihn die bevorstehende Untersuchung sehr lebhaft, denn die Vorgänge der letzten Nacht waren ihm bereits aus den Morgenzeitungen bekannt.

Vor dem Ruhmannschen Garten hatte sich Braun mit mehreren Polizeibeamten eingefunden. Die letzteren führten den Gefangenen in der Mitte. John Stevens war gefesselt und sehr blaß, aber er bemühte sich, eine trotzige und zuversichtliche Miene zur Schau zu tragen.

Drüben in der Villa Petersen waren die Fenster geöffnet, und man sah bisweilen den Kopf Josephas hinter den Vorhängen; die Alte hoffte noch immer auf die Rückkehr ihrer verschwundenen Herrin.

Als man unter der Führung des Anwalts das wüste Grundstück betrat, ertönte von drüben aus der Villa ein dumpfes Gebell; John Stevens kroch förmlich zusammen und drängte sich angstvoll an seine Begleiter.

„Ich kann mich nicht wehren,“ sagte er, seine gefesselten Hände aufhebend, „Sie müssen mich schützen. Wenn die Bestie loskommt, dann bin ich verloren.“

Man suchte ihn zu beruhigen und drang in dem Gewirr der Büsche vorwärts bis an den Platz, wo die Gefangennahme stattgefunden hatte, und hier, unter dem Lichte der Sonne, wurde es allen klar, daß Stevens gelogen, und daß er nicht willens gewesen war, nur ein Päckchen Juwelen zu verscharren.

Aber dennoch hatte er wohl irgend etwas vergraben wollen.

Die Grube war halb fertig; ihre Länge betrug etwa sechs Fuß und ihre Breite etwa die Hälfte; in dem überschatteten, feuchten, modernden Boden hatte er das Werk rasch gefördert, aber es war doch nicht zu Ende gekommen: man sah an den Stichen des Spatens, daß die Sohle der Grube noch weiter hatte vertieft werden sollen.

„Das ist ein richtiges Grab,“ sagte Braun leise, und dann wandte er sich an Stevens, der mit stumpfen Zügen daneben stand. „Wer sollte da hineinkommen?“

Der Verbrecher schluckte ein paarmal und senkte den Kopf.

„Ich selbst,“ entgegnete er dann. „Ich hatte es satt, ich wollte mir das Leben nehmen.“

„Unsinn, Mann! Ein Selbstmörder gräbt sich nicht sein eigenes Grab! Soll ich Ihnen sagen, für wen diese Grube bestimmt war?“

„Ich weiß ja, was Sie denken,“ sagte Stevens trotzig. „Sie denken, daß ich die Dame umgebracht habe, und daß ich sie hier verscharren wollte. Aber sehen Sie doch

da drinnen in der Villa nach, ob Sie etwas finden! Sind denn da Blutspuren und umgeworfene Möbel, und was sonst dazu gehört? Ist denn da eine Leiche? Glauben Sie, daß ich einen Menschen mit meinen Fäusten erwürgen und durch die Luft davontragen kann?"

Er schüttelte grimmig seine gefesselten Hände und starrte darauf nieder; dann wurde er plötzlich totenblaß.

Das Wort von den Fäusten hatte die Augen aller Anwesenden auf diese Hände hingelenkt, und nun sah jeder, was bis jetzt allen entgangen war. Ueber die Rückfläche der tatzenartig ausgebildeten Fäuste liefen verharschte Kratzwunden — vier rote Streifen nebeneinander auf jedem Handrücken.

Braun fuhr wie ein Stoßvogel darauf zu. „Was ist das? Was haben Sie da?!"

„Der Hund — die verdammte Bestie!" stammelte John zähneklappernd.

„Der Hund?! Mann, lügen Sie nicht, das sind die Spuren von menschlichen Fingern, und sie sind zwei bis drei Tage alt!"

Jetzt trat auch Doktor Marquardsen herzu und warf einen Blick auf die verharschten Wunden. Bei der Fesselung oder durch irgend eine andere Veranlassung mochte der Schorf an einer Stelle abgestoßen worden sein, denn ein paar winzige rote Tropfen rieselten über das Handgelenk des Verbrechers.

Und der Jurist gab einem uralten Volksglauben Ausdruck, indem er halblaut sagte: „Die Wunden fangen wieder an zu bluten — das Opfer muß sich in der Nähe befinden."

Der Aberglaube spricht zwar von der Todeswunde des Gemordeten und nicht von den Wunden des Mörders, aber in dem fieberhaft erregten Hirn John Stevens' fuhren

die Gedanken durcheinander und die Angst zwang sie alle nieder.

Er warf einen einzigen, unbesonnenen Blick in eine bestimmte Richtung, und Doktor Marquardsen fing diesen Blick auf.

„Kommen Sie mit, meine Herren,“ sagte der Anwalt tiefernst, „wir werden vielleicht in der nächsten Minute einen sehr traurigen und schrecklichen Anblick haben. Aber geben Sie acht auf diesen Menschen, er spürt die Entdeckung an seinen Fersen.“

Und sie folgten alle atemlos ihrem Führer — mitten durch die Büsche bis an das alte, versteckte Gartenhaus, dessen festgeschlossene, halbvermoderte Fensterläden den Eindruck des Geheimnisvollen erhöhten.

Je näher sie dem Häuschen kamen, um so größere Mühe mußten die Wächter aufwenden, um ihren Gefangenen von der Stelle zu bringen, und als der Rechtsanwalt nun einen Schlüssel aus der Tasche zog und ihn in das Thürschloß steckte, da stemmte Stevens seine Füße in das Erdreich und sagte tonlos: „Weiter bringen Sie mich nicht, da hinein gehe ich nicht mit. Ich will es gestehen, sie liegt drinnen — —“

Und sie lag drinnen auf dem kleinen, morschen, mit langjährigem Staub bedeckten Kanapee, in dem wüsten, dumpfen Zimmer. Als man die Läden geöffnet hatte, und als die Sonne hereinschien, konnte man alles deutlich erkennen.

Der Mörder hatte sich nicht die Mühe gegeben, sein Opfer innerhalb dieses vergessenen Raumes noch besonders zu verbergen, aber er hatte es auch nicht über sich vermocht, die Leiche des schönen Weibes hinzuwerfen, wie man den Kadaver eines toten Hundes hinwirft.

Edith lag in der Stellung einer Schlafenden auf dem Sofa, und ihr Antlitz war nur wenig entstellt. Wohl

sah man an dem weißen Halse eine Strangulationsmarke, und die eine der dunklen Flechten hing gelöst über den Nacken nieder, aber sie mußte ein leichtes Ende gehabt haben und einen ahnungslosen Tod.

Sie war mit einem Reisemantel zugedeckt, und ein roter Baschlik war lässig neben sie hingeworfen — das einzige Rot in ihrer Umgebung, denn man sah kein Blut.

Sie mußte unangerührt liegen bleiben, denn das Gesetz forderte die Anwesenheit des Richters zur Aufnahme des Thatbestandes. — —

Drüben in der Villa wurde das vorläufige Protokoll niedergeschrieben.

„Ich will es nicht mehr leugnen," sagte Stevens. „Ich habe sie getötet. Von dem Augenblick an, wo ich in der Zeitung gelesen hatte, daß sie Diamanten im Wert von hunderttausend Mark besaß, faßte ich den Entschluß, mir diese Juwelen anzueignen. Es ist mein Geschäft, ich habe schon früher darin gearbeitet, drüben in London, ich habe keinen Grund, das jetzt noch zu verschweigen. Ich trat in den Dienst der Dame, um die Edelsteine zu stehlen, aber ich hatte nicht die Absicht, einen Mord dabei zu begehen — nur wenn es nicht anders sein konnte, dann war mir auch das einerlei. — Es ging aber nicht anders, und es machte sich, daß wir beide ganz allein in der Villa waren. Ich hatte mir schon in der Küche ein Holzscheit zurecht gemacht, und das Messer war auch parat, aber da kam noch etwas dazwischen.

Ein Besuch, meine Herren.

Als der Besuch wieder fort war, änderte ich meinen Plan. Wenn die Leiche daliegt und das Blut um sie herum, dann weiß jeder natürlich, daß ein Mord passiert ist, und nach dem Thäter brauchte man nicht lange zu suchen. Aber wenn jemand ganz spurlos verschwindet, dann ist die Sache schon anders.

Drüben das Gartenhaus, meine Herren, das fiel mir ein. —

Ich war schon einmal heimlich aus Neugier drinnen gewesen, ich hatte einen Schlüssel gefunden, der dazu paßte; aber es stand nicht zu vermuten, daß so bald ein anderer wieder hineinkommen würde.

So habe ich die Sache denn ausgeführt.

Als ich sie — da drinnen mitten auf dem Teppich — von hinten um den Hals packte, leistete sie kaum Widerstand. Sie kratzte mich ein bißchen mit den Nägeln auf die Hände — ja, das ist wahr — aber dann sank sie gleich unter mir weg, und ich glaube nicht, daß ich sie geradezu erwürgt habe, es war wohl ein Herzschlag oder so was ähnliches, wie der Schreck das mit sich bringt.

Nur eine Flechte ging los und eine Haarnadel fiel auf den Teppich, das war alles.

Ich nahm dann den Schlüssel zu ihrem Schreibtisch und steckte die Juwelen ein; alles andere ließ ich unberührt; es sollte so aussehen, als ob sie mit ihren Diamanten abgereist wäre. Dann wickelte ich die Leiche in den Reisemantel und that das rote Ding hinzu, was sie öfters bei ihren Ausgängen benutzte, und dann trug ich sie auf meinen Schultern zur Hinterthür hinaus und hinüber in das Gartenhaus. Es war ja so dunkel und nebelig, daß ich den Gang riskieren konnte, und ich mußte sie tragen, damit das verdammte Hundevieh keine Spur von seiner Herrin kriegte.

Das war überhaupt meine größte Angst; wenn die Josepha mit dem Nero zurückgekommen wäre, dann hätte wohl das Dolchmesser herhalten müssen. Aber sie blieb aus. —

Was dann mit dem Schmidt passiert ist, wissen Sie. Ich mußte ja Reisegeld haben, und als ich es glücklich

hatte, da wäre ich auch sofort abgedampft, aber dann kam etwas dazwischen.

Der Schmidt erzählte mir in jener Nacht so beiläufig, daß es dieser Tage mit dem Ruhmannschen Garten zum Klappen kommen würde, und dann mußte natürlich auch die Leiche entdeckt werden. Das sollte sie aber nicht, sie sollte nach meiner Meinung jahrelang verschwunden bleiben, und wenn man dann 'mal die Ueberreste fand, dann war Gras über die Geschichte gewachsen.

So beschloß ich denn, bei Nacht und Nebel die Leiche einzuscharren.

In der ersten Nacht war ich schon dabei, den Spaten anzusetzen, aber da hörte ich in der Villa das verfluchte Hundevieh, und da war es nichts; in der zweiten Nacht — nun ja, Sie wissen es ja, meine Herren."

Das war das Geständnis des Mörders. Er gab sich verloren; er bat nur darum, daß es ihm erspart bleiben möge, sein Opfer noch einmal zu sehen, und als ihm bedeutet wurde, daß die Vorschriften des Rechts eine solche Schonung nicht zuließen, nannte er das Gesetz hart und grausam.

Als Doktor Marquardsen tief erschüttert auf sein Bureau zurückkehrte, traf er unterwegs seinen Freund, den Frauenarzt Doktor Körner, der ihm seiner Zeit die Wohnung bei Humbert empfohlen hatte. Er erzählte ihm die Ereignisse der letzten Stunde.

„Ich habe die Dame kennen gelernt," sagte Körner nachdenklich. „Sie konsultierte mich in der verflossenen Woche wegen eines Herzleidens — ich glaube, daß die Angaben des Mörders auf Wahrheit beruhen; er hat das Ende nur um eine kurze Zeitspanne beschleunigt."

„War sie auch sonst krank?" frug Marquardsen gespannt, und machte eine bezeichnende Handbewegung.

„Ich verstehe dich,“ entgegnete der junge Nervenarzt ernst. „Meine Spezialwissenschaft ist noch nicht weit genug vorgeschritten, um in allen Fällen eine sichere Diagnose zu ermöglichen. Aber ich glaube fast, daß die Dame an irgend einer Manie litt — sie hat wenigstens auf mich diesen Eindruck gemacht.“ — —

Auf seinem Bureau öffnete Hans Marquardsen endlich den Brief mit dem Poststempel Waldau. Das Schreiben kam vom Justizrat Gerlach und enthielt eine sehr große Ueberraschung. Der alte Jurist schrieb an den jüngeren:

„Lieber Herr Kollege!

Die Humbertsche Ehescheidungssache hat sich, hoffentlich zur allseitigen Zufriedenheit, gelöst; ich bin auf dem Landgericht gewesen, um Nachforschungen anzustellen, und sie ergaben folgendes:

Nach dem stattgehabten Brande war natürlich eine große Unordnung eingetreten, und man brauchte mehrere Monate, um den Rest der geretteten Akten zu sichten. Bei dieser Gelegenheit fand sich auch die Ehescheidungsakte Humbert gegen Humbert. Das Erkenntnis war angesengt, aber noch erhalten, und da die Streitteile beide spurlos aus Waldau verschwunden waren, so stellte man das Urteil von Amts wegen öffentlich zu. Auf diese Weise hat es sechs Monate nach seinem Erlaß die Rechtskraft beschritten.

Mit kollegialem Gruß

Ihr ergebenster

Gerlach, Justizrat.“

Als Doktor Marquardsen diesen Brief gelesen hatte, setzte er sich an seinen Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hände.

Drüben in Harvestehude, in dem Ruhmannschen Gartenhaus, lag Edith auf ihrem rechtmäßigen Erbe. Ob irgendwo auf der großen weiten Erde jemand lebte, der nach

den Vorschriften des Rechts an ihre Stelle zu treten berufen war, das konnte heute keiner sagen, die Zukunft mußte es lehren. —

„Ich bin es nicht," sagte der Rechtsanwalt leise. „Das Schicksal hat nicht gewollt, daß ich meine Hand nach einem mühelosen Besitz ausstrecke, und das Schicksal ist weise. Was ich mit meiner Arbeit schaffe, nur das ist mein im rechten Sinne des Wortes, und mein ist nur diejenige, der ich die Frucht meiner Arbeit zu Füßen lege."

Maggi Humbert, die von dem ersten Tage ihrer Ehe an mit Fug diesen Frauennamen führte, ist nicht lange von Hamburg ferngeblieben. Sie hat später erfahren, warum ihr Mann sich plötzlich von ihr trennte, und es kann nicht verhehlt werden, daß die Wahrheit für kurze Zeit ihr rosiges Antlitz etwas blasser erscheinen ließ.

Aber nach Jahresfrist soll sie sich mit einem kleinen Humbert getröstet haben. —

Einige Zeit nach diesem fröhlichen Ereignis ist in St. Pauli eine stille Hochzeit zwischen Hans Marquardsen und Agnes Barkhausen gefeiert worden.

Als das etwas ernst gestimmte Paar die übliche Hochzeitsreise antrat, nahm Maggi, welche sei kurzem mit Agnes Freundschaft geschlossen hatte, das junge Weibchen beiseite und sagte: „Du bist sehr glücklich, daß du einen Juristen zum Manne hast, denn da können keine Fehler und Irrtümer unterlaufen. Bei uns Frauen ist zwar immer die Liebe eine Hauptsache, aber es können doch Fälle vorkommen, in denen man gerne seinen Mann schwarz auf weiß besitzt. Du bist noch sehr jung, und wirst den Grund erst später begreifen."

Fata Morgana.

Roman von Gustav Johannes Krauss.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Die Morgensonne erfüllte das bescheidene Gemach mit ihrem jungen, wie übermütig sprühenden Lichte bis in jedes Eckchen hinein. Es sah aus, als wäre in dem Zimmer Gold verdampft worden und das schwebte nun in winzigen Teilchen in der Luft, um alles mit seinem warmen, matten Glanze zu überziehen. Die weißen Wände, die altersdunklen, hohen Schränke, den derben Eichentisch, Stuhl und Bank und was sonst vorhanden war. Alles Glas und Metall blitzte und funkelte nach Kräften. Die grüne Glasur des altväterischen Kachelofens in der Ecke schimmerte wie funkelnagelneu, und die Muttergottes mit dem Jesuskinde, die an der Wand hing, das ewige Licht in rotem Lämpchen zu Füßen, und die doch nur ein bescheidener Farbendruck war, leuchtete in so strahlenden, prächtigen Farben, als sei sie ein wundervoll erhaltenes Original von der Hand eines großen alten Meisters. Der Morgensonnenschein ist eben ein Schönfärber, der sein Handwerk versteht.

Dieses lustige Handwerk übte er natürlich an dem Lebendigen in der Stube erst recht. Schon der Blumenstrauß, der auf dem Tische stand, prangte und glühte, als enthielte das Wasserglas, in dem er steckte, nicht frühe Rosen und Maiglöckchen, sondern Märchenblumen aus dem schönsten Wundergarten im Feenland. Und gar die Menschen!

Die blonde Frau am Tische, die im Alltagslicht besehen ein wenig verblüht und abgehärmt aussehen mochte, schien jetzt ein junges Mädchen in seiner ersten Blüte. Die etwa vierjährige Kleine auf ihrem Schoß glich mehr einem dicken, goldlockigen Engelchen als einem Kinde; das schlanke, dunkelhaarige und blauäugige Mädchen, das den beiden gegenübersaß, sah aus wie eine schöne junge Königstochter, und sogar der unscheinbare junge Mensch, der sich bescheiden etwas abseits hielt, wie es sich für den Lehrling schickt, wenn er sich in der Gesellschaft der Töchter seines Meisters befindet, hatte etwas abbekommen. Er sah aus wie der verkleidete Page der verkleideten Königstochter.

Die vier lauschten angelegentlichst nach der weißgestrichenen Holzthüre, die in den Nebenraum führte.

„Heut schlafen s' aber lang, d' Eltern!“ sagte die Braune endlich halblaut.

Die Blonde nickte. „Heut laßt die Mutter 'n Vattern halt schlafen,“ antwortete sie. „Sonst weckt s' 'n immer auf. Sie is g'wiß scho' wach und bleibt nur liegen, damit er nit g'stört wird. — So, jetzt reden s' scho' miteinand' drin!“

Sie horchte einen Augenblick auf das gedämpfte Murmeln, das durch die Thür herausdrang, dann stellte sie das kleine Mädchen von ihrem Schoße auf den Boden, nahm den Blumenstrauß aus dem Glase und drückte ihn dem Kinde in die Patschhändchen.

„So, Herzerl!“ flüsterte sie. „Jetzt'n sag g'schwindi' dei' Verserl no' einmal auf, ob's d' es no' kannst. — Aber schön stad, damit 's der Großvatter nit hört.“

Gehorsam begann das Kind, während es die Blumen in seinen Händen starr ansah:

„Lieber, lieber Doßpapa . . .“

Während die Kleine den ziemlich langen Spruch mit hellem Stimmchen hersagte, reckte der unscheinbare junge Mensch seinen Hals so weit vor und heftete den Blick in so atemlosem Interesse auf das plappernde Mäulchen, daß es sofort klar war: den Spruch hatte der Lehrling gedichtet.

Als die Generalprobe glücklich vorüber war, hatte die Mutter gerade noch Zeit, ihrem Töchterchen einen Kuß zu geben und es zu loben, dann mußte sie die Kleine mit dem Gesichtchen gegen die Thür in Positur stellen und sich selbst von ihrem Sitze erheben. Drinnen näherten sich rasche Schritte der Thür, diese wurde aufgerissen, und ein hoher, schlanker Mann, dem man die Würde des „Doßpapas“ kaum zugetraut hätte, stand im Schlafrock auf der Schwelle, wo er mit einer Bewegung stehen blieb, als sei er von dem Anblick der Gruppe weiß Gott wie sehr überrascht. Das Gesicht des Mannes glich dem des steierischen Volksdichters Rosegger fast zum verwechseln. Diese Aehnlichkeit trat noch mehr hervor, weil Meister Weinzierl Haar und Knebelbart genau so trug, wie der berühmte Vertreter seines Gesichtsschnitts. Er blickte auch durch eine Brille, ihr Gestell aber war von Stahl und nicht von Gold. Eine goldene Brille kann ein berühmter Schriftsteller tragen, einem Schneidermeister in der Grazer Vorstadt am Ruckerlberg aber würden die Nachbarn dergleichen als Protzentum auslegen.

„Da schau, Mutter — die G'sellschaft!“ sagte der Pseudo-Rosegger jetzt lustig zu der behäbigen Frau in

Kleidrock und Nachtjacke, die lächelnd über die Schulter ihres Mannes guckte und dem Kinde zunickte, das jetzt mit aller Lungenkraft einsetzte:

„Lieber, lieber Doßpapa!
Dein Debutstag is wieder da.
Desundheit, Dlück und landes Leben,
Die soll der liebe Dott dir deben.

Ich bin noch eine tleine Maus,
Ich deb' dir diesen Blumenstrauß,
Und will für diese tleine Gabe
Sodar noch ein dutes Bussi haben ...!"

„So, jetz' is 's aus!" fügte die kleine Vortragskünstlerin aus eigenen Mitteln der Dichtung hinzu, während sie sich auf die Fußspitzen hob und mit beiden Aermchen dem Großvater ihren Blumenstrauß hinaufstreckte.

Mit Ausnahme des Verfassers des Gedichtes, der ein wenig betreten vor sich hinsah, lachte alles hell auf. Meister Weinzierl aber bückte sich, faßte seine Enkelin unter den Aermchen und schwang sie hoch empor, so daß die dicken Strampelbeinchen unter dem Kleide hervorbaumelten, wie zwei Klöppel in einer Glocke, und das Kind laut kreischte vor Vergnügen.

„Du mei' klein's Zuckerweiberl, du! — Und so viel hat's Miezl auswendi' g'lernt für ihr'n alten Großvater! — — Willst 'leicht einmal zum Theater geh'n — Hofburgschauspielerin wer'n, du Mordsdirndel, du?"

Während der Mann seine Enkelin immer wieder abküßte, fühlte er sich auf einmal von rechts und links von weichen, jungen Armen umhalst.

„Viel Glück zum sechsundfufzigsten Geburtstag, Vatter! — Alles Gute, lieber Vatter! — Noch recht oft so, Vatter! No' dreißig — vierzig — fufzigmal!"

„Kinder!" stöhnte der also Ueberfallene lustig. „Ihr

bringt's ein'n ja um vor lauter Lieb'! — Nehmts mir wenigstens die nächste Generation vom Arm! I laß s' am End gar no' fall'n, die Kleine!"

Zuerst senkte sich von oben her etwas Weiches, Glattes auf sein Haupt, eine Hausmütze gab's also! Rechts und links klatschte es vor seinen Füßen auf die Diele nieder. Für neue Hausschuhe war es aber auch schon hohe Zeit, die alten sagten schon lange Adieu. Von links her schob sich ihm noch ein längliches Ding in die Hand, das sich wie Leder anfühlte, und offenbar das Futteral einer Zigarrenspitze war, dann wurde ihm das Kind abgenommen.

Zunächst guckte Herr Weinzierl zu Boden. Richtig, Hausschuhe, und wie schöne! Grün mit Rot und Gold gestickt! Sofort schleuderte er die alten Pantoffeln von den nackten Füßen und trat in die neuen. Ah, wie weich und behaglich! Dann nahm er die Mütze vom Scheitel. Auch grün mit roter und goldener Stickerei, in der Mitte eine mächtige goldene Troddel. Er setzte das Käppchen wieder auf und öffnete das rotbraune Etui in seiner Linken. Da schimmerte ihm eine schöne gelbe Bernsteinspitze entgegen, auf die in goldenen Buchstaben sein Monogramm aufgelegt war: J. W. — Joseph Weinzierl.

Ueberrascht sah er das braune Mädel an, das zu seiner Linken stand. „Aber Peperl — da mußt du dir ja die Pferdebahnsechserln weiß Gott wie lang abg'spart haben?!"

Peperl schüttelte das dunkle Köpfchen. „Das schenken wir dir miteinand', Vatter, die Marie und ich."

„Das andere auch," klang es von rechts. „Ein'n Pantoffel und die halbe Kappen hat d' Pepi g'stickt."

Als der Vater seine Töchter gerührt umarmt hatte, trat der bescheidene Jüngling heran und überreichte dem

Geburtstagskinde mit tiefer Verbeugung ein zierlich gebundenes Buch.

„Meine ergebensten Glückwünsche, Herr Meister!“ sagte er in getragenem Hochdeutsch. „Dazu dieses Geschenk, von dem ich weiß, daß es Ihnen Freude macht!“

„Dank' schön! — Dank' schön, lieber Karl!“ antwortete der Meister, während er seinem Lehrjungen die Rechte schüttelte. Dabei nahm er mit der Linken das Buch entgegen, warf einen Blick auf den Titel und rief erfreut: „Peter Mayr“ — 's Neucheste von Rosegger! Damit hast m'r wirkli' a Freud g'macht, Karl, a große Freud! — I dank dir no' mal!“

Er drückte dem Lehrling abermals die Hand. Dann nahm er die Bernsteinspitze aus dem Etui, steckte sie in den Mund, stieß ein paarmal die Luft durch und wandte sich mit pfiffigem Lächeln an seine Frau. „Na, Mutter? — In den schön'n Spitz g'hört do' a Zigarrl, nit?“

Das runde Frauchen hob mit listigem Augenzwinkern die Schultern. „Was geh'n denn mi' die Zigarr'n an?“ meinte sie. „Laß dir halt holen, was für welche als d' magst.“

„So?“ antwortete der Meister gedehnt. „Du glaubst also, daß d' mit'm bloßen Gratelier'n durchkommst, wenn dei' Mann sechsundfufzig Jahr alt wird, was eh' 's helle Herrgottswunder is, wenn m'r bedenkt, daß wir den dreißigjährigen Krieg scho' hinter uns hab'n? Das wär' no' schöner! — Nur her mit die Zigarr'n! Ich weiß ganz g'wiß, daß du mir welche schenkst und daß s' da in dem Kasten stecken. — Und dann, Kinder: Hopp hopp! Den Kaffee! Dreiviertel auf Siebene is 's scho', und um Siebene kommen d' G'sell'n!“

„Aufdeckt is scho' zum Frühstück,“ berichtete nun Marie. „Hint' im Garten.“

Der Meister machte große Augen. „Was? — In der

Lauben? — Ja, aber Kinder, das is ja nur am Sonntag Brauch bei uns — heut is 's ja auch kaum die Müh' wert. Grad' Zeit hab' ich, den Kaffee 'nunterz'schütten und dann heißt's arbeiten."

„Jawohl!" sagte nun Frau Weinzierl resolut. „Ich hab' aber den G'sellen g'sagt, daß s' heut erst um halber Neune kommen dürfen. Und abends is um eine halbe Stund' früher Feierabend. Wenn der Mensch si' schon an sein'm Geburtstag kein'n ganzen freien Tag vergönnt, so muß er do' wenigstens ein bissel Zeit für die Familie übrig haben."

Der Hausherr tätschelte ihr dankbar die volle Wange, schüttelte aber dabei bedenklich den Roseggerkopf. „Wann nur die zwei Anzüg' nit so pressant wär'n," fing er an. Dann gab er sich aber einen Ruck und fuhr lustig fort: „Ach was! — Soll'n s' halt ein bissel warten, d' Leut! Der Mensch lebt nur einmal, und Geburtstag is nit alle Tag. Schaut's nur, Kinder, wie schön d' Sonn' scheint draußen! — Schau'n m'r halt, daß m'r in 'n Garten kommen, wann 's schon einmal so is."

Pepi und Marie eilten nach der Küche, die dem Wohnzimmer gegenüber auf der anderen Seite des Hausflurs lag. Als sie, die eine ein Kaffeebrett mit Kannen und Tassen, die andere einen mächtigen goldbraunen Napfkuchen vor sich hertragend, wieder in der Küchenthür erschienen, kamen die Eltern gerade aus der Wohnstube heraus. Vater Weinzierl hatte den Band Rosegger unter dem linken Arm, mit dem rechten hielt er seine Frau untergefaßt, die in dunklem Kleidrock, weißer Nachtjacke und eilig aufgesetzter Morgenhaube ebenso behaglich und fidel aussah wie ihr Mann, und im Munde hielt er die leere Zigarrenspitze. Die dunklen Augen hinter den Brillengläsern warfen einen prüfenden Blick auf den Napfkuchen, den Fräulein Pepi trug.

„Sapperlot, Mutter," sagte der Meister dann beifällig, „der Gugelhupf is dir aber wieder g'raten! — Jetzt aber Laufschritt, daß wir'n so g'schwind, wie 's nur geht, anschneiden."

„Bist ein narrischer Ding übereinand', Vatter!" schalt Frau Weinzierl, während sie sich in erkünsteltem Unmut gegen die Kraft, mit der ihr Gemahl sie vorwärts zog, zu stemmen suchte. Aber da half kein Widerstreben. Die beiden Alten stürmten so rasch über den Flur und durch den Hof nach dem Garten, daß die Töchter und Karl, der die kleine Miezl auf den Arm und ihren Blumenstrauß in die Hand genommen hatte, kaum zu folgen vermochten.

Im Garten verlangsamte Herr Weinzierl seinen Schritt. Es gab da rechts und links so viel zu besehen, was ihn freute. Die Obstbäume standen in voller, schneeweißer und zartrosiger Blütenpracht. Wenn da weder Frost noch Mehltau dazwischen kam, so brachen die Zweige im Herbst unter der Last der Aepfel und Birnen und Pflaumen. Der Rasen war so tauig grün, die Erde der Gartenwege so feuchtbraun, und die liebe Sonne meinte es schon am frühen Morgen herzlich gut. Wenn sie so weiter machte, so fing bald auch der Wein, der an der Brandmauer des Nachbarhauses sich ein Spalier hinaufrankte und schon mächtig große Blätter hatte, zu blühen an.

Da war nun die Laube. Die Fliederbüsche, in die sie hineingebaut war, standen über und über voll duftender bläulicher Dolden; in dem gemütlichen Versteck zwischen ihnen webte ein grüngoldiges Dämmer. Matte Sonnenkringel fielen auf das weiße Tischtuch, Lichtfunken blitzten von den Gläsern und den Löffeln, und um die sorglich verschlossene Zuckerdose surrte ein genäschiges Bienchen. Vor dem Platze des Hausvaters aber stand ein geschlossenes Zigarrenkistchen, und auf dessen Deckel lag ein kleines

Kunstwerkchen aus versilbertem Metall. Ein Ziegenbockskopf war's mit spöttischem Gesichtsausdruck und zottigem Knebelbart unter dem Kinn. Das Ding hatte aber noch anderen Beruf als den einer neckischen Anspielung auf das Handwerk des Beschenkten. Der sachverständige Blick des Rauchers sah sofort, daß man dem Bock die Zigarren von unten her in den Hals stecken und dann die krummen Hörnchen zusammendrücken mußte. Ein Spitzenabschneider war's.

Herr Weinzierl lachte hell auf, als er das schalkhaft ausgewählte Gerät sah. Dann nahm er's und hielt es zugleich mit dem Bande Rosegger seiner Frau entgegen. „Hast es noch immer mit'm Schneider, Schneider meck-meck-meck, Alte? Der Spaß is aus der Mod' kommen. Da schau her . . ." er sah so stolz auf das Buch in seiner Hand, als ob er's selbst geschrieben hätte — „der da is auch ein Schneider g'wesen! Und jetzt lesen do' die Fürsten und die Grafen die Bücher, die er schreibt, gar unser Kaiser selber liest's!"

„Ja, ja, Vatter, i weiß schon!" antwortete seine Frau gut gelaunt, während sie den Kuchen anschnitt. „Der Rosegger war einmal einer und du bist heut no' einer, und schaust dem Rosegger außerdem so ähnlich, daß euch einer verwechseln könnt' — ein Blinder nämlich und in der Duster."

Während sich die Alten so neckten, hatte Pepi den Geburtstagsstrauß in die goldgeränderte Vase gepflanzt, die mitten auf dem Tische stand, und die Untertassen verteilt. Jetzt reichte sie die Obertassen herum, die ihre Schwester mit dem braunen Getränk füllte, und den Teller mit den Kuchenstücken.

Der Vater biß das erste Mal andächtig in sein Stück und verdrehte wonnestöhnend die Augen dabei. Nach dieser mimischen Leistung aß er den Rest rasch auf und

leerte dazu seine Tasse mit großen Schlücken. Es gelüstete ihn mächtig, das Kistchen zu öffnen, auf dessen Deckel der lockende Name „Trabucco“ prangte, die kleine Schneidemaschine zu probieren und die neue Bernsteinspitze einzuweihen.

Diese streichelte er immer wieder mit seinen zärtlichen Blicken, während er die ersten Rauchwolken behaglich von sich blies.

Dann sagte er plötzlich: „Jetzt'n waß i, wo 's d' gestern abends so lang warst, Pepi.“

Das junge Mädchen wurde bei dieser harmlosen Bemerkung dunkelrot und senkte verwirrt die Augen. Zum Glück bemerkte das niemand. Der Vater sah seine Initialen auf dem Bernstein an, die Mutter beriet mit Marie eifrigst irgend eine hauswirtschaftliche Frage, Miezl war noch zu klein, um sich über das Mienenspiel der Leute Gedanken zu machen, und Karl hatte sich bereits pflichteifrig nach dem Hause zurückbegeben, damit doch einer vorn sei, wenn etwa ein Kunde oder sonst jemand käme.

„Wieso, Vatter?“ fragte Pepi endlich verlegen.

„Na, das is do' einfach: das Ding da hast d' do' beim Drechslermeister Fabian b'stellt g'habt, gelt? — Und der Mensch liefert sein' Sach' doch nie pünktlich. Hast halt gestern no' ihm ein Tanz machen und dann no' or'ntlich warten müssen.“

Dem Mädchen blieb es erspart, diese nicht ganz zutreffenden Vermutungen bestätigen zu müssen, denn Meister Weinzierl streckte, ohne Antwort abzuwarten, beide Arme in die Luft, dehnte sich behaglich und sagte: „Kinder — is mir wohl heut! — Gar nit, als wenn das mei' sechsundfufzigster Geburtstag wär', sondern höchstens der sechsunddreißigste. Und wie wunderschön mir all's rundum vorkommt! I möcht' glei' so a Schenie

hab'n, wie der da" — er streichelte den Deckel des Buchs, das er vor sich hingelegt hatte — „und losdichten."

Damit war er glücklich wieder bei seinem verehrten Rosegger angekommen, der ein Steierer war gleich ihm, der aus seinem ehrsamen Schneiderhandwerk hervorgegangen war, und dem er zum Verwechseln ähnlich sah, nicht bloß für einen Blinden im Finstern, wie Frau Weinzierl zuvor spitzzüngig bemerkt hatte, sondern auch für Sehende am hellen Tage. Das Thema ließ ihn, wenn es einmal berührt war, so leicht nicht wieder los, und so hielt er den Seinigen auch jetzt einen äußerst lebendigen und lehrreichen Vortrag über die großen Eigenschaften des einzigen Dichters, den er anerkannte und gelten ließ.

Er wurde darin gestört durch Karl, der vom Hause her eilig gelaufen kam und atemlos meldete: „Herr Weinzierl, es ist Besuch eingetroffen —"

„Red' nit so g'schwoll'n!" fuhr ihn Weinzierl ein wenig ungnädig an. „Wir Steierer brauchen ka Hochdeutsch z' reden miteinand', wo si' d' Leut draußt in der Welt um d' Bücher reißen, die was in unserer Sprach' g'schrieb'n sein. — Was willst?"

„Es is aner da," wiederholte der Jüngling kleinlaut und höchst mißgestimmt darüber, daß er, der heimlich die schönsten und längsten Gedichte von der Welt verfertigte, reden sollte wie ein Bauernknecht. „Im Salon warten thut er. Er will mit'm Master reden."

Herr Weinzierl sah seine Gattin und seine Töchter ratlos an. Daß Pepi wiederum dunkelrot geworden war, beachtete er nicht. Er hatte andere Sorgen.

„Nit schlecht!" murrte er. „Im Salon is Besuch, g'wiß a neue Kundschaft, und i so im Schlafrock. Da kann i ja gar nit . . . da mueß i mi' ja g'schwind umzieh'n . . ."

„Dös is grad' nit notwendi'," meinte der Lehrling

zögernd. „Sö können schon so bleib'n, und d' Masterin aa . . ."

Jetzt machte Weinzierl aber große Augen. „Ja . . . bist denn nit g'scheit, Bua? Wir können so bleib'n? Is 's denn wer Bekannter?"

Karl nickte. „Freili'."

„Ja, wer denn nachher?"

„Dös därf i nit sag'n. A Ueberraschung sollt's sein, hat er g'sagt. — Und mit 'n Master allan möcht' er reden, hat er g'sagt, höchstens no' d' Masterin dürft' dabei sein."

Der Schneider sah seine Frau mit äußerst beredtem Augenzwinkern an, dann nahm er sie am Arme und schob sie vor sich her aus der Laube. Dem eilig davonschreitenden Paare sah Pepi mit glühenden Wangen, Marie mit trauriger Miene nach. —

Der schwarzgekleidete junge Herr, der im Weinzierlschen Salon den Meister erwartete, war offenbar nicht der, den der Hausvater zu sehen vermutet hatte. Herr Weinzierl machte ein äußerst verdutztes Gesicht, als er die Thür geöffnet hatte und sich dem bildhübschen blondhaarigen jungen Manne gegenüber fand.

„Du bist es, Matthias? — Hahaha, da bin i nit schlecht aufg'sessen!"

„Ein langes Leben, Herr Master, — und Glück und Segen in all'm — vor all'm andern den lieben G'sund soll Ihnen unser Herrgott erhalten! — Und weil S' halt Ihr'n Spazierstock neuli' in der Industriehalle vergessen und 'n nimmer kriegt haben, so bin i so frei . . ."

Meister Weinzierl bedankte sich vielmals und bewunderte das schöne Pfefferrohr mit altsilbernem Knauf, das ihm der junge Mann überreichte, von ganzem Herzen.

„Was is dir aber nur eing'fallen, Matthias," sagte

er dann, „deswegen den schwarzen Salonrock anz'legen? So wie wir zwa gut Freund sein . . .!"

Der junge Mensch machte ein verlegenes Gesicht. „Das . . . das hat ein'n andern Grund," preßte er so mühsam heraus, als ob ihn urplötzlich ein Halsleiden befallen hätte. „Herr Master — — Frau Masterin — — ich — ich —"

„I bitt' di', lieber Matthias," sagte Herr Weinzierl in höchster Verwunderung, „was hast denn? — Du druckst ja richti' umeinand wie a Brautwerber!"

Der hübsche Blondkopf nickte eifrig. „Herr Master und Frau Masterin — die Pepi und i — i waß ja, daß das Mädel viel bessere Partien machen könnt', aber wann wir uns halt so gern hab'n —"

Er sah das Ehepaar, das ganz starr vor Erstaunen vor ihm stand, mit seinen hübschen blauen Augen herzbeweglich bittend an, als stünde er vor einem hohen Gerichtshof und flehe als ein armer Sünder um sein Leben. Der Meister sagte gar nichts. Ihm hatte sich die Verblüffung so mächtig auf die Stimmbänder geschlagen, daß er keinen Ton hervorzubringen vermochte.

Seine Frau, deren Augen auch kreisrund und ungewöhnlich groß geworden waren, fand zuerst die Sprache wieder. Sie schnappte ein paarmal heftig nach Luft und sagte dann: „Ja, aber Matthias! — Wie is denn das so g'schwind kummen? I, die Mutter, i hab' gar ka Idee g'habt . . .!"

„Ja seh'n S', Frau Masterin," sagte Matthias errötend, „das — das is halt so kommen. Vor fünf Wochen, wie i aus Marburg z'rückkommen bin, hat's m'r glei' so ein'n Riß geben, wie i d' Pepi g'seh'n hab'. „Herrgott, is das Madel g'wachsen und sauber wor'n in die zwa Jahr!" war mei erster Gedanken, und glei' der zweite: „Die mueß 's sein, und wann's d' die nit kriegst,

dann gehst fort nach Amerika oder so wo hübsch weit fort." — Aber reden hab' i jetzt no' nit woll'n, mit der Pepi selber aa nit, weil m'r halt no' gar so jung sind all' zwei. — Gestern am Abend aber, wie m'r zum Drechsler gangen sind miteinand', sie hat ihr'n Zigarr'n-spitz g'holt und i den Stock da, und dann sind wir durch'n Stadtpark z'rück'gangen, und d' Nachtigall hat so schö' g'schlag'n, und über'm Schloßberg is der Mond großmächti' und weiß g'standen . . . da hab' i s' halt do' g'fragt, ob s' mir gut sei' kunnt — —"

„Ah — —!" sagte der Meister nun, „deswegn also is s' gestern so lang weg'blieben, 's Madel!"

„Z' Haus nachher," fuhr Matthias fort, „hab' i mir die Sach' von alle Seiten überlegt und hab' am End' g'meint, daß 's nit so arg is, daß i nit länger g'wart't hab'. I bin freili' no' nit amal majorenn, aber dafür bin i militärfrei, mei' G'schäft versteh' i, a bissel Geld liegt für mi' bei der Obervormundschaft — — wann der Herr Weinzierl mi' großjährig sprechen laßt, so können mir in a paar Monat heirat'n, und heut, am Geburtstag vom Brautvater, könnt d' Verlobung sein — — wenn i Ihnen halt nit z' g'ring bin," schloß der Freiersmann ein wenig kleinlaut.

Frau Weinzierl hatte von der schönen Rede feuchte Augen bekommen und putzte sich gerührt die Nase. Dabei sah sie aufgeregt ihren Alten an, was der zu der Sache sage, da ihm als Hausvater doch nun einmal das entscheidende Wort zustand.

Herr Weinzierl hatte sein seelisches Gleichgewicht sichtlich verloren. Mit der Linken rückte er an seiner Brille, was er immer that, wenn ihm etwas naheging, in der Rechten schüttelte er das Pfefferrohr, das er in der Hand behalten hatte, so energisch, daß es aussah, als wolle er die Waise seines alten Freundes Matthias Moosdörfer, sein Mündel

und seinen Gehilfen, mit dem von ihm selber gestifteten Spazierstock durchprügeln.

„Unsinn, Matthias!“ sagte er heftig. „Z' g'ring! Warum? — Weil's d' ein Schneider bist? I bin auch einer. Und i dank mein'm Gott, wann das G'schäft, was scho' so lang in unserer Famili' is, amal auf mein'n Schwiegersohn kummt, weil i scho' kein Sohn nit hab'!“

„Vatter!“ schrie der junge Mann jubelnd auf und wollte dem Alten um den Hals fallen. Der aber schob ihn zurück.

„Halt! — Erst ausreden lassen! — Z' g'ring bist mir nit, Matthias. I hab' auch alles Zutrau'n zu dir, daß du mei' Kind glückli' machen wirst. — Aber z' jung bist no', Bua! — Dreiundzwanzig, und d' Pepi no' nit achtzehn. — Zwa so Kinder laßt m'r nit z'samm heirat'n. Darum is 's nix mit'm Majorennsprechen und so. Und mit der Verlobung heut is 's no' weniger. Das lange Brautleut' spielen is nit Brauch im Land und in unserm Stand. Die Leut' thäten reden d'rüber. — An mein'm nächsten Geburtstag, wann mir unser Herrgott 's Leben schenkt, dann mein'tswegen.“

„Ja, aber was soll denn bis dahin wer'n mit uns?“ fragte der Brautwerber kleinlaut.

„Eine Probezeit soll's wer'n, ob's euch Leuteln auch richtig ernst is,“ entschied der Meister festen Tones. „Bekannt g'macht wird nix. Als Brautleut könnt's euch ja betrachten, weil ihr ja schon einmal gestern vom Drechsler z' Haus 'gangen seid' miteinand'. I wer' nachher d' Pepi hereinrufen, die ja do' nebenan schon lauern thüt, und ihr könnt's euch's Brautbussel geben. Nachher bleibst noch ein Monat da, Matthias, und dann pascholl auf Wien. Da arbeit'st recht fleißi', schaust di' ein bissel unter d' Leut' in der Welt um, und übers Jahr kommst heim, und dann red'n wir weiter.“

Diese Aussichten schienen dem verliebten Jungen nicht sehr lockend. Er bot eine sehr lebhafte Beredsamkeit auf, um seinen Vormund und den Vater seines Schatzes von diesem Plane abzubringen, Frau Weinzierl unterstützte den künftigen Schwiegersohn in seinem Bestreben auf das Nachdrücklichste, aber es half allen beiden nichts. Meister Weinzierl bestand auf seinem Sinn.

Als die beiden sich seufzend in die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen ergeben hatten, ging der Hausherr zu der Thür, die aus dem Salon in das Wohnzimmer führte, öffnete sie und steckte den Kopf hinaus.

„Aha, da bist ja, Pepi!“ sagte er. „Komm nur herein.“

In zögerndem Schritt, den dunklen Kopf schamhaft gesenkt, trat das junge Mädchen an dem Vater vorbei über die Schwelle. Weinzierl schloß die Thür wieder und sah sein Kind durch die Brille schalkhaft an.

„Schöne G'schichten machst, Madel!“ sagte er launig. „Na, gieb ihm halt ein Bussel, dein'm Schatz — aber ein Jahr'l hab' i dir no' ausbettelt bei ihm, Pepi — zum Kochenlernen und Kinderschuh vertreten.“

Er sah schmunzelnd zu, wie sich die jungen Leute um den Hals fielen und wie seine Frau dann ihre Kinder umarmte. Halb lachend ließ er sich's gefallen, als sich dann alle drei an ihn hingen. Trotz des Humors aber, mit dem er die bewegte Scene mehr als Kinderspiel, denn als wirklichen Ernst behandelte, wurde die Brille doch mehrmals heftig gerückt und dann gar abgenommen und eifrig mit dem blauen Taschentuch gerieben, weil die Gläser trüb geworden waren.

Als der optische Apparat wieder seinen gehörigen Sitz auf dem Nasenrücken des Meisters innehatte, sagte Weinzierl: „So, Pepi — jetzt'n kannst dein'n Bub'n in 'n Garten hinter führen und ihm a Schalerl Kaffee z'

trinken geben und a Stückel Gugelhupf zum Essen. Wann's di' dazuhockst und ihr euch erzählt's, wie ihr's übers Jahr machen wollt's, hab' i aa nix dagegen. Aber z' lang darf's nit dauern. Um halber Neune geht d' Arbeit an."

Die jungen Leute verschwanden eiligst. Die Alten gingen nach ihrem Schlafzimmer. Weinzierl kleidete sich vollends an. Seine Frau leistete ihm dabei Gesellschaft und besprach das Ereignis in aufgeregter Weise.

„Na, so was! — Na, so was!" wunderte sie sich immer wieder. „An dein'm Geburtstag! — Und i hab' gar keine Idee nit g'habt! — Gar keine Idee!"

Der Meister sprach wenig. Aber seinem Gesicht war es anzusehen, daß ihm allerlei durch den Kopf ging.

Da klopfte es bescheiden an die Thür, und der Lehrling reichte die Postsachen herein, die der Briefträger soeben abgegeben hatte. Weinzierl sah das Päckchen flüchtig durch. Es waren meist mehr oder minder scherzhafte Glückwunschkarten, die ihm Freunde und Bekannte zum heutigen Tag gesandt hatten.

Einen Brief in weißem Umschlag öffnete er, die in Hanfpapier steckenden Geschäftsbriefe vorläufig zurücklegend. Er las, sah über die Brille weg seine Frau an, las weiter und sagte: „Da schreibt mir der Messerschmidt, Mutter."

„So?" antwortete zerstreut die alte Frau, die mit ihren Gedanken draußen bei den jungen Leuten in der Fliederlaube war. „Was schreibt er denn? Kommt er heut' abends?"

„Na, natürlich," antwortete der Mann, indem er in den Brief sah. „Er gratuliert mir und schreibt, daß er die Einladung sehr gern annimmt — — „weil Ihr Haus doch der einzige Ort ist, wo ich mich wohl fühle, seit mein eigenes so einsam und verwaist ist," schreibt er. Mutter, merkst was?"

Die Frau nickte mit leuchtenden Augen.

„Warum er nur so lang umzipft?“ fragte sie. „Er muß 's do' scho' lang inne worden sei', daß ihm d' Marie kein'n zweiten Korb nit geben wird.“

Da schüttelte Herr Weinzierl aber sehr energisch das Roseggerhaupt. „Da bist schief g'wickelt, Mutter, wann's d' meinst, daß das auf d' Marie geht. Das gilt der Peperl, sag' i dir!“

Die Frau machte erschreckte Augen und hob abwehrend die rundlichen, fleischigen Hände.

„Aber Mann —! Wo denkst denn hin? Der Messerschmidt und die Pepi! — Er is ja mehr als no'mal so alt wie das Kind!“

Der Schneider, der eben seine Weste zuknöpfte, zuckte die Achseln. „Sechsunddreiß'g Jahr — das is do' ka Alter für ein'n Mann. — Aber die Marie is z'alt für ihn heut! Du freili', du schaust's mit Mutteraugen an. Aber schon i, der Vater, bin weniger blind und seh', wie herg'nommen das arme Ding is. — Wie dann erst ihr früherer Verehrer, den s' abblitzen hat lassen! — Grad weil er in die g'setzten Jahr kommt, schaut er si' nach einer recht Jungen um. Und daß i dir's nur sag, Mutter: wie i zuvor ins Haus g'stiefelt bin, hab' i m'rs beinah denkt, daß heut aner um d' Pepi anhalten wird. Aber nit den Moosdörfer hab' i anz'treffen vermeint, sondern 'n Messerschmidt.“

Frau Weinzierl sah ihren Mann entsetzt an. „Aber Vatter!“ jammerte sie. „Wie si' d' Marie da kränkt hätt'! Das arme Ding! — Aber na, Vatter, du kannst ja gar nit recht haben. Jetzt'n, wo s' alle zwa verwitibt sind, da is 's do' ganz natürlich, da kann's do' gar nit anders sei', als daß der Messerschmidt d' Marie heirat't. — Er war do' so verschossen in ihr damals ...“

„Ja, damals!“ wiederholte Weinzierl trocken. „Aber

das is acht Jahrl her. Und damals hat d' Marie ihr' Jugend und Schönheit und was halt so a Madel z' verschenken hat, dem Herrn Künzel g'schenkt, der . . . na, er is ja jetzt'n tot, und von die Toten soll einer nix Schlecht's reden. — Dafür war der einfache, aber gediegene Bürgersmann nit gut g'nug, das hat a studierter Herr krieg'n müssen, einer mit Schlägerschmiss' im G'sicht, a Beamter. — Und heut könnt' der Messerschmidt mit dem z'frieden sei', was der Herr Statthaltereikonzipist übrig g'lassen hat. Fallt ihm aber nit ein! — Die Marie hat nur verloren in die acht Jahr, der Mann aber nur g'wonnen. — Sie is heut a 'runterg'härmt's Hascherl, er a ernster, schöner Mensch, der überall anklopfen kann, trotzdem daß er Witwer is. — Und dann 's Kind! Stell dir nur das vor, Mutter, was das ausmacht! Grad, weil er s' damals gern g'habt hat, kann er s' jetzt nit heiraten und die Miezl tagtäglich vor Augen hab'n, die dem Mann gleichschaut, vor dem er damals hat z'rückstehn müssen. — Das is vorbei, Mutter. Mit dem Messerschmidt hätt' d' Marie vor acht Jahren ein groß's Glück g'macht, heut macht sie's nimmer."

Frau Weinzierl war sich bewußt, ein gutes Teil der Schuld daran zu tragen, daß ihre ältere Tochter dieses Glück seiner Zeit ausgeschlagen und den Bewerber mit den gewandteren Manieren und der vornehmeren Stellung vorgezogen hatte. Das Thema war ihr also unangenehm und sie verließ es, indem sie fragte: „Da hast du dem Moosdörfer am End' das Jahr auferlegt, Vatter, weil du denkst, die G'schicht könnt' no' z'rückgeh'n und die Pepi dann den Messerschmidt nehmen?"

Da fuhr der Meister aber ärgerlich auf: „Was nit no' all's! — Auf was für Ideen als ihr Weiber immer glei' kommt's! — Der Grund is der, den i euch g'sagt hab', die Leuteln sind viel z' jung, die können nit nur

das Jahr warten, die müssen sogar. Der Matthias is mir ganz recht. Ein bissel leicht is er vielleicht, aber das giebt si' scho' no'. Er schlagt sein'm Vatern nach, und der war a lustiger Bruder, aber d' gute Stund' selber. Die Pepi wird's nit schlecht hab'n beim Matthias. Und daß er a Schneider is, das paßt mir g'rad. So übernimmt das alte G'schäft wenigstens amal mei' Schwiegersohn."

Er warf einen kummervollen Blick nach einer großen Photographie, die unter Glas und Rahmen an der Wand hing und einen jungen Mann von etwa siebzehn Jahren darstellte, der dem jungen Rosegger ebenso ähnlich sah, wie Herr Weinzierl selbst dem alten. Auch die Frau sah nach dem Bilde und seufzte tief auf. Dann standen die beiden alten Leute eine Weile nebeneinander, starrten trüben Blickes auf die weißgescheuerte Diele nieder und jedes wußte, woran das andere dachte, ohne daß ein Wort das traurige Schweigen unterbrochen hätte. Sie durchlebten beide wieder einmal das herzzerschneidende Leid jenes Juliabends vor sechs Jahren, an dem sie ihnen ihren einzigen Sohn Ferdinand ins Haus getragen gebracht hatten, triefend naß, tot, beim Baden in der Mur ertrunken. Die Photographie, die nun das einzige war, was von ihm übrig geblieben war, hatte Frau Weinzierl zwei Monate vor dem Unglück anfertigen lassen und sie ihrem Manne, der an seinem Sohne mit abgöttischer Liebe hing, zum fünfzigsten Geburtstage geschenkt.

Endlich raffte der Meister sich auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, schüttelte wehmütig den Kopf und verließ das Zimmer, um sich durch die Wohnstube und über den Flur nach der Werkstätte zu begeben. Frau Weinzierl sah ihm mit umflortem Blicke nach, und als sie sich endlich halbwegs beruhigt hatte, begab auch sie sich an ihre Arbeit, in die Küche.

In dem großen, peinlich sauberen Raume fand sie ihre ältere Tochter am Fenster stehen und nachdenklich über den Hof und den Garten nach der bläulich-grünen Höhe des Schöckel hinausstarren, der dem kleinen Anwesen jahraus jahrein in die nach dem Hofe führenden Fenster lugte, des Sommers grün, des Winters weiß, und immer durch die Entfernung wie in einen zarten blauen Schleier gehüllt.

Bei dem Eintritt der Mutter fuhr die junge Frau herum und sah die alte mit großen Augen an, aus denen ihre heimliche Aufregung mit glimmendem Scheine leuchtete.

„Mutter — der Matthias hat um d' Pepi ang'halten . . .?" sagte sie in halb fragendem Tone, als könne sie die Nachricht, die ihr die Schwester zuvor freudestrahlend zugeraunt hatte, noch immer nicht recht glauben. Als Frau Weinzierl bestätigend nickte, errötete Marie so heftig und hob mit so glücklichem Ausdruck die Augen zu der weißgetünchten Decke, daß ihre Mutter wehmütig den grauen Kopf schüttelte.

„Bin i denn auf einmal blind wor'n?" fragte sich die gute Frau. „Da finden si' d' jungen Leut zusamm' und i merk nix davon, und jetzt scheint mir gar, der Vatter hat do' recht, wann er sagt, daß der Messerschmidt ein Aug' auf d' Pepi hat. Wie si' d' Marie jetzt'n freut, weil die Pepi vergeben is!"

Aeußerst unzufrieden mit sich selbst band sich die Frau Meisterin ihre Küchenschürze vor und begann zu wirtschaften.

Zweites Kapitel.

Die geistige Schnellkraft der Jugend hatte es dem heimlichen Brautpaar ermöglicht, sich mit der unerwarteten Vertagung seiner Wünsche ziemlich rasch abzufinden. Anfänglich saßen ja Josephine und Matthias ziemlich klein-

laut nebeneinander in der Fliederlaube. Der junge Mann ließ den Kopf hängen, und in den schönen Augen des Mädchens standen gar die Thränen. Dann reckte der Gesell aber seinen blonden Schopf resolut in die Höhe und faßte sein Bräutchen um die Mitte.

„Laß gut sein, Peperl!" tröstete er sie. „Z'wider is die G'schicht' ja — aber was will man machen? Herumkriegen laßt si' der Master nit, da kenn' i 'n zu gut. Wann der amal g'sagt hat: so und so, nachher is 's Eisen. Müssen uns halt durchwursteln durch das Jahrl, da hilft nix. Und schau, Peperl, es wird gar nit so bös' wer'n. Vorderhand bin i ja no' da, und wenn i ein'n Monat später fortgeh', als dei' Vater vermeint hat, wird er scho' a bissel a Aug' zudrucken dazu. Na, und wenn i früher z'rückkumm, als i grad soll, deswegen wird's auch no' nit aus sein. Bleib' i im ganzen vielleicht acht Monat' fort. — Das wird freili' a sauere Zeit wer'n für mi', und du wirst fleißi' Brief' schreiben müssen, daß 's dein armer Matthias nur aushalt't da oben in der fremden Wienerstadt. — Aber dafür . . . die Freud', wann i wieder da bin! — Und daß die G'schicht' heimli' bleiben soll, das g'freut mi' grad. Weißt, Peperl, das 's grad wie in die Romanbücheln. — Nur eins fuchst mi'," schloß er die tröstliche Rede in ärgerlichem Tone.

Pepi hob das von den schweren dunklen Haarflechten gekrönte Köpfchen, das sie an der Schulter des Burschen gebettet hatte, und sah ihrem Liebsten, nun schon mit bedeutend helleren Augen, ins Gesicht. „Was denn, Schatz?" fragte sie zärtlich.

„Daß i's dem Leinwandkramer, dem Herrn Johann Messerschmidt, nit sagen kann," murrte Matthias. „He, Sie feiner Herr! möcht' i ihm sagen, dös schwarzhaarete blauaugete Dirndel da mit'm roten Zuckergoscherl, die g'hört mei', verstanden? — Nach der brauchen S'

nimmer die Augen z' verdreh'n, wie a abg'stochener Geißbock. Schamen S' Ihnen überhaupt! No' ka Jahr sind S' Witiber und scho' wieder schaun S' Ihnen um a Neuche um und justament um eine, die viel z' jung is für Sie, Sie ... Sie alter Tappschädel! — So möcht' i ihm gern heut no' sagen können, dem Herrn Messerschmidt."

Pepi war tief errötet bei dieser heftigen Rede des Burschen. In mißbilligendem Tone sagte sie nun: „Na, jetzt weißt, Matthias — so gar alt is der Herr Messerschmidt do' no' nit. Sechsunddreiß'g Jahr —"

„So?!" fuhr sie ihr Liebster an. „Annehmen thust di' noch um ihn? — Na, das kann gut wer'n! Wann i erst fort bin und er macht dir recht süße Augen, schreibst mir am End' no' ab. — Na ja, das schöne Haus in der Herrengassen!"

Pepi sah ihn empört an. „Na weißt!" schmollte sie. „Schöne Wörter sagst mir glei' in der ersten Stund'. Und so für nix und wieder nix. Der Herr Messerschmidt denkt gar nit an mi', da drauf möcht' i wetten. Er kann ganz andere haben."

„Und das soll ein'n trösten!" Matthias Moosdörfer fuhr sich verzweifelt mit allen zehn Fingern in die Haare. „Er denkt nit an mi' ... er kann ganz andere hab'n ... Und wann er tausendmal an mi' denken thät', so denk' i nit an ihn, so hätt'st sagen müssen, Pepi. Weil i mein' armen Matthias so narrisch gern hab', daß a Fürscht kommen könnt' und i thät' 'n nit anschau'n, hätt'st sagen müssen!"

„Aber Matthias ... so was sagt man doch nit!" flüsterte Pepi schamhaft.

In der Art, wie sie das eine kleine Wörtchen „sagt" betonte, lag etwas, was den Aerger des Burschen sofort verrauchen ließ.

Nachgerade war es aber höchste Zeit geworden, daß Moosdörfer an die Arbeit ging, von der sich fernzuhalten für ihn gar kein den anderen verständlicher Grund vorlag. Die Verlobung sollte ja in der Familie bleiben, und der Geburtstag des Meisters bot keinen Vorwand, da Herr Weinzierl selbst ja gewiß schon am Arbeitstisch saß.

Die jungen Leute eilten also dem Hause zu. Im Schutze des letzten Gebüsches, das zwischen ihnen und dem allen möglichen Späherblicken ausgesetzten freien Hofraum lag, küßten sie sich noch einmal auf das herzinnigste. Dann blieb Pepi zurück, und Matthias sprang in großen Sätzen über den Hof ins Haus

(Fortsetzung folgt.)

Onkel Padde.

Novellette von Leo v. Torn.

Mit Illustrationen
von Emil Limmer.

Ich sehe wirklich keine andere Rettung, gnädige Frau," sagte Justizrat Doktor Möhring, indem er eine Anzahl Papiere und Rechnungen in seine glanzlederne Aktentasche that und das kleine Schloß derselben einschnappen ließ. „Sie verkaufen Poldin und ziehen mit dem Ihnen verbleibenden Rest des Geldes in die Stadt. Das ist meiner ganzen Weisheit letzter Schluß."

Frau v. Filtgaard erhob den Kopf und richtete die etwas geröteten Augen mit einem, der stolzen Frau sonst fremden Ausdruck von Hilflosigkeit auf ihren Berater.

„Aber wird es denn reichen, was mir verbleibt?"

Der Justizrat zuckte die Achseln, und über sein feines, glattrasiertes Gesicht zog ein Ausdruck des Bedauerns, welcher zugleich starke Zweifel ausdrückte.

„Bei größter Einschränkung — ja," sagte er dann, indem er sich erhob und seine sorgfältig zusammengefalteten Handschuhe aus der Brusttasche holte; „es werden immerhin noch fünf- bis sechstausend Mark Rente verbleiben. Wenn Sie sich damit einrichten, wird es gehen. Es kommen viele Leute mit weniger aus," fügte er hinzu,

indem er sich angelegentlich mit seinen Handschuhen beschäftigte.

„Aber ich habe erwachsene Söhne.“

Der Justizrat zupfte seine Manschetten zurecht und zögerte etwas mit seiner Antwort. „Wenn Sie mir gestatten, davon zu sprechen, gnädige Frau,“ bemerkte er dann, „so möchte ich allerdings auf die Notwendigkeit hinweisen, daß Herr Leutnant v. Filtgaard seine Versetzung in ein billigeres Regiment anstrebt. Vielleicht verlegen Sie auch Ihren Wohnsitz an seinen Garnisonsort. Die Liebe und Verehrung, welche er für Sie hegt, und Ihr unmittelbarer Einfluß werden ihn gewiß davon abhalten, seinen bisherigen Aufwand und sein leichtherziges Kavaliersleben fortzuführen. Es wäre ja auch unmöglich.“

Frau v. Filtgaard fühlte, daß dieser nüchterne Geschäftsmann recht hatte mit jedem Wort, und doch stieg etwas wie Zorn in ihr auf.

Wie der Mann das alles so sagen konnte! Ihr guter, lustiger Fred sollte nun den grimmen Ernst des Lebens kennen lernen; und der andere, jüngere, der arglos und ausgelassen sich dort unten auf dem Hofe tummelte — was sollte aus dem werden?

Aber sie sah es ein. Es mußte ein Strich gemacht werden durch die ganze glänzende Vergangenheit. Seit dem plötzlichen Tode ihres Gatten hatte Frau Sorge gar oft angepocht bei ihr, und sie hatte sie immer noch kaum erkannt. Jetzt sah sie ihr grämliches Antlitz in voller Deutlichkeit, und es mußte etwas geschehen, um das Schlimmste abzuwenden.

„Ich erwarte meinen Sohn noch heute; würden Sie die Güte haben, ihm all die Notwendigkeiten darzulegen?“

„Bedaure lebhaft, gnädige Frau,“ erwiderte der Justizrat mit einem diskreten, auf die Schwäche der Mutter

anspielenden Lächeln, „ich muß unverzüglich nach Hause. Dringende Besprechungen. Auch bin ich überzeugt, daß Ihre Vorstellungen von besserer Wirkung sein werden als die meinigen, an denen ich es, beiläufig bemerkt, schon früher unter der Hand nicht habe fehlen lassen."

Frau v. Filtgaard seufzte auf. Ihr immer noch schönes, nur etwas blasses Gesicht zeigte jedoch einen Ausdruck von Entschlossenheit, als sie ihrem Sachwalter die Hand reichte. „Ich danke Ihnen, Herr Justizrat, und ich werde meine Pflicht thun."

„So ist's recht, meine Gnädigste," sagte der Jurist mit herzlicher Zustimmung. „Dem Unabweislichen mutig entgegengehen, heißt, es halb überwinden. Im übrigen rechnen Sie auf mich." —

Nachdem Doktor Möhring das Zimmer verlassen hatte, trat Frau v. Filtgaard ans Fenster. Die trübe Herbststimmung draußen entsprach ihrer eigenen. Die hohen Linden, welche in langer Reihe die ganze Hoffront des Poldiner Schlosses beschatteten, waren schon stark gelichtet. Bei jedem Windhauch rieselten gelbbraune Blätter hernieder.

Obwohl also die Aeste ihres Laubschmuckes zum Teil schon entkleidet waren, konnte man von den Fenstern aus doch nur einen schmalen, von welkem Laub bedeckten Streifen des weiten Hofes übersehen. Frau v. Filtgaard hatte ihr Taschentuch an die zuckenden Lippen gedrückt. Mit verschleierten Augen sah sie den Blätterfall, das ganze herbstliche Absterben draußen, und es erschien ihr trüber denn je zuvor.

War's doch der letzte Herbst hier. Und die Lindenblüte, den Lenz auf Poldin, der ihr immer so unvergleichlich herrlicher deuchte als irgendwo anders auf der Welt, würde sie nicht mehr sehen.

Da drang lautes Rufen und lachendes Schelten zu



ihr herauf. Ihr Sohn Willi, der unten den jungen Schecken einritt, mußte Gesellschaft bekommen haben. Jetzt erkannte sie auch die Stimme, und ein freundlicher Zug ging über ihr schönes, ernstes Gesicht wie sonniges Aufleuchten an einem trüben Herbsttage.

Mitten auf dem Hofe stand der Baron v. Lettwitz und zeterte über den „infamigten Bengel“, der den Schecken nach seiner Meinung ganz polizeiwidrig behandelte. Der lange, rotblonde Schnurrbart wehte ihm um die roten Ohren, und die etwas vorstehenden hellen Augen blickten grimmig auf den etwa sechzehnjährigen Jungen.

„Wie 'ne Klammer auf der Waschleine sitzt der Bengel wieder auf dem Gaul! Und da soll das unglückselige Vieh was lernen! Reißt ihm die Schnauze auf bis zu den Ohren! — Los die Kandare — los! — Noch loser! — Es ist zum Teufelholen!“

Willi v. Filtgaard wollte sich ausschütten vor Lachen, und da er fürchtete, die Gewalt über das junge lebhafte Tier zu verlieren, lenkte er in kurzem Trab auf den Baron zu. Er lag fast auf dem Halse des Pferdes, als er vor dem tobenden kleinen Herrn hielt.

„Aber Onkel Padde, ich muß ja das Beest scharf auf Kandare nehmen. Galopp ist sonst nicht. Fällt aus Trab in Carriere. Hast uns schön angeschmiert mit dem Schinder.“

„I du infamigter Bengel! — Geben Sie mal her!“ rief er dem Stallknecht zu und entriß ihm die lange Peitsche. „Ich werd' dich beschindern.“

Aber ehe er ausholen konnte, hatte Willi den Gaul herumgerissen und preschte, hell auflachend, in Carriere davon.

Der Baron folgte jeder Bewegung des Tieres mit kundigen Augen und mit gespannter Aufmerksamkeit. Schließlich ließ er die Peitsche sinken und reichte sie dem Stallknecht zurück.

„Er hat recht, der Jung',“ brummte er vor sich hin, „der Schinder geht keinen Galopp. Wenigstens gutwillig nicht. Na, das wollen wir gleich haben — mal 'ran

mit der Longe, aber ein bißchen balli," befahl er dann dem Knecht und winkte gleichzeitig den jungen Reiter mit beiden Armen heran.

„Komm, mein Jungchen, komm 'ran; ich thu' dir nichts. Hast recht. Ist 'n Schinder. Aber dem wollen wir die Flötentöne schon beibringen. — Na, wird's bald!"

Willi kam mit dem schnaubenden Tiere vorsichtig heran und rief: „Aber wenn du haust, Onkel Padde, setz' ich über'n Zaun."

„Nee, Willichen, wahrhaftig nicht, komm man immer 'ran. Bloß wenn du so niederträchtig grinsest, wie jetzt eben, dann könnt' ich dir doch vielleicht eins auswischen. Weshalb grinsest du denn, infamigter Bengel?"

„Weil du wieder bloß einen Stiefel anhast, Onkel Padde," lachte der junge Filtgaard, indem er absprang und mit dem Gaul am Zügel näher trat.

„I du Donnerwetter — ist die Möglichkeit — wahrhaftig!"

Der Baron musterte seine unteren Extremitäten mit einer Ueberraschung, als hätte er nie ein Zipperlein im großen Zeh gehabt und als wenn er den buntgestickten Morgenschuh am linken Fuß rein aus Zerstreutheit anbehalten hätte.

„Deshalb war mir auch den ganzen Weg, als hätt' ich ein zu kurzes Bein," sagte er verlegen. „Dann will ich nur gleich nach der Lektion nach Hause, damit mich die Frau Mama nicht erst wieder in dem Aufzuge sieht."

„Ach, die weiß schon lange, daß du Rheumatismus hast, Onkel Padde," rief Willi, indem er sich hinter den Stallknecht deckte, der dem Pferde eben die Longe anlegte.

„Wa—as? — Rheumatismus? — Bist wohl ganz verrückt, du infamigter Bengel! Ich und Rheumatismus! Sieh mal her, Schlingel, nichtsnutziger, kannst du das auch?"

Damit führte der Baron auf seinem kranken Fuß einen Tanz auf, der einem siegestrunkenen Indianer alle Ehre gemacht hätte. Die Augen quollen ihm dabei fast aus dem Kopfe vor Schmerz und Anstrengung.

Als er taumelnd innehielt, sah er sich Frau v. Filtgaard gegenüber.

„Aber ums Himmels willen, Lettwitz, was machen Sie denn nur?“ fragte diese erstaunt.

„Ich?“ keuchte der Baron in höchster Verlegenheit. „Ich mach' mir 'n bißchen Bewegung, Frau Hedwig.“

„Auf Ihrem kranken Fuß? Ich bitte Sie —“

„Ich hab' aber keinen kranken Fuß, zum Donnerlichting! Soll ich gleich nochmals —?“

Frau v. Filtgaard winkte lebhaft ab und reichte dem Gutsnachbarn die Hand. „Lassen Sie nur, ich glaub's schon, Lettwitz. Wie geht's auf Suckerow?“

Die Frage klang so müde, daß der Baron überrascht aufschaute. Jetzt bemerkte er auch ihre Blässe und Abspannung. Er schob seine grüne Lodenmütze, die ihm im Verein mit der gleichfarbigen Jagdjoppe seitens der spottlustigen Poldiner Jugend den Spitznamen „Onkel Padde“ eingetragen hatte, in die Stirn und kraute sich den Hinterkopf. Dabei machte er den vergeblichen Versuch, sein joviales Gesicht in ernste Falten zu legen, und sah nun in der That dem „Vater Frosch“ auf dem bekannten Münchener Bilderbogen nicht ganz unähnlich.

„Auf Suckerow ganz gut, aber — — Nun geht mal mit der Kracke 'n bißchen beiseite!“ schnauzte er Willi und den Reitknecht zwischendurch an. Diese zogen sich zurück, und der kleine Baron schloß sich der dem Parke zuschreitenden Gutsherrin an. „Aber was ist mit Ihnen, Frau Hedwig?“ fuhr er fort.

Frau v. Filtgaard antwortete nicht gleich. Sie hatte es bisher vermieden, mit dem Baron von ihren wirt-

schaftlichen Sorgen zu sprechen. Nur in beiläufigen, auf den Gutsbetrieb sich beziehenden Fragen hatte sie hie und da einen Rat eingeholt, im übrigen sprach etwas in ihr dagegen, den Freund und Nachbarn zum Vertrauten in all den wachsenden Schwierigkeiten zu machen, mit denen sie sich seit dem Tode ihres Gatten abzufinden gehabt, und die jetzt nicht mehr zu verbergen waren. Oft war sie freilich nahe daran gewesen, sich nach dem kaum eine halbe Stunde entfernten Suckerow aufzumachen, und auch vorhin hatte sich das Gefühl trostloser Vereinsamung sofort verloren, als sie die Stimme des ihr so treu und unwandelbar ergebenen Mannes gehört hatte. Aber ihm sprechen von all den Kümmernissen, von den häßlichen Sorgen — nein, das hatte sie nicht gekonnt und konnte sie auch jetzt nicht. Ihm gegenüber nicht.

Und diese Scheu war begründet durch die Erinnerung an eine Zeit, da die Komtesse Hedwig Mallingstedt die Wahl gehabt zwischen dem Rittmeister v. Filtgaard und dem kleinen Baron v. Lettwitz.

Die Zeit hatte das ausgeglichen. In den sechs Jahren, die seit dem Tode ihres Gatten verflossen waren, hatte der Baron ihr täglich die rührendsten Beweise seiner Verehrung und Anhänglichkeit gegeben. Mit keinem Worte aber hatte er der Vergangenheit gedacht oder gar seine Werbung erneuert, die sie damals in so übermütiger Form zurückgewiesen hatte. Sie wußte es noch wie heute. Kaum eine Stunde, nachdem der glänzende Kürassierrittmeister ihr Jawort erhalten hatte, war Lettwitz vor sie hingetreten. Sie hatte ihn gar nicht erst zu Worte kommen lassen, und der kleine Baron hatte dann schließlich in tödlicher Verlegenheit um eine der Blumen gebeten, die sie in der Hand hielt.

„Nein, lieber Baron,“ hatte sie ihm in ihrem jauchzenden Glücksbewußtsein geantwortet, „diese und alle

Blumen der Welt bis auf die letzten Astern gehören Wolff v. Filtgaard. Blumen erhält von mir nur der, den ich liebe."

Dann war er gegangen, und sie hatten sich erst nach langer Zeit wiedergesehen, als ihr Gatte den Dienst aufgegeben und Poldin gekauft hatte.

In den letzten Jahren waren sie oft schon hier im Park nebeneinander hergegangen, nie aber war der stolzen Frau so lebhaft zum Bewußtsein gekommen, was sie seelisch an diesem gutherzigen, ihr so treu ergebenen Polterer besaß. Wie ein beruhigtes Kind ging sie neben diesem Manne her, der unter den Sonderbarkeiten des alten Junggesellen ein in sich gefestigtes, vornehmes Wesen und — eine Wunde barg, die noch nicht so vernarbt und vergessen war, wie er es glauben machen wollte.

Ihr war, als sollte sie alle Blumen, die noch auf dem großen Rondel blühten, zusammenraffen und ihm darreichen — ein paar welke Rosen und die letzten Astern.

Aber der Stolz des Weibes lehnte sich dagegen auf. Er begehrte sie gewiß nicht mehr; und wenn sie ihm noch etwas war, so durfte er nicht wissen, daß sie — — jetzt nicht!

Der Baron peitschte mit seiner Reitgerte in dem welken Laube herum, daß die dürren Blätter nur so herumstoben.

„Sie sind zornig, Lettwitz," sagte Frau v. Filtgaard schließlich, „aber ich kann Ihre wohlgemeinte Frage nicht so offen beantworten, wie sie es verdient. Deshalb schwieg ich."

„So?" knurrte der Baron vor sich hin, ohne aufzusehen. „Also nicht beantworten."

Plötzlich blieb er stehen, rückte energisch an seiner Mütze und erklärte: „Wissen Sie, Frau Hedwig, Sie sind die verstockteste Frau, die's giebt! — Nee, bitte,

sehen Sie mich nicht an, dann kann ich nicht reden. Und unterbrechen dürfen Sie mich auch nicht, denn gesagt muß



das mal werden, und jetzt ist's die höchste Zeit. Halten Sie mich wirklich für so einen dummen Kerl, daß ich — der nächste Nachbar von Poldin — nicht wissen sollte,

was Sie bedrückt? Es hat mich schon lange gewurmt, daß Sie mit all dem Kram, an dem auch eine Mannsperson ihr Teil zu tragen gehabt hätte, an mir vorbeigeschlichen sind, als wäre ich nicht Ihr Freund, sondern ein beliebiger Fremder. Das war nicht recht, Frau Hedwig; und nun will ich Ihnen sagen, was los ist: Poldin ist pleite, und der Möhring hat Ihnen das heute eröffnet. — Nun aber frage ich Sie: weshalb wollen Sie mit dem alten Lettwitz darüber nicht sprechen?"

So energisch und rücksichtslos die Erklärung gehalten war — in der letzteren Frage lag etwas Weiches, Klagendes, und wenn Frau v. Filtgaard jetzt aufgeblickt hätte, so hätte sie bemerkt, mit welchem eigenen Ausdruck des Barons Augen auf ihr ruhten.

Aber sie sah nicht auf. Verlegen und vielleicht auch etwas verletzt streifte sie mit den schlanken Fingern gelbe Blättchen von dem Busche, an dem sie stand, und dabei verharrte sie, als sie gepreßt, fast herbe erwiderte: „Wenn Sie all das wußten — weshalb sprachen Sie mir nicht davon?"

In der Haltung des kleinen Barons ging eine Veränderung vor sich, von der jede einzelne Phase eine Charakterstudie wert gewesen wäre. Zuerst zog er die buschigen Augenbrauen hoch und blickte so rat- und fassungslos, als wenn jemand von ihm den Nachweis verlangt hätte, warum zwei mal zwei vier ist.

Schließlich ließ er den Kopf sinken und nickte ein paarmal vor sich hin. „Weshalb — hm — ja, weshalb —" Dann aber raffte er sich mit einem Ruck auf, als wenn er nun ganz auspacken wollte. „Weil —"

Das andere war ein langes, seufzerähnliches Ausatmen. Er brachte es nicht heraus. Verlegen wie ein Schuljunge zerrte der Baron seinen grünen Deckel vom Kopf, murmelte etwas Unverständliches in seinen Schnurrbart

und humpelte davon. Der peinliche Abgang, den er sich bereitet hatte, und der Aerger darüber ließen ihn vergessen, daß er nach seiner Behauptung keinen kranken Fuß hatte.

* * *

Als der Baron wieder seinen Gutshof betreten hatte, wußte der alte Klose sofort, daß schlecht' Wetter bei seinem Herrn war. Er sah schleunigst sämtliche Pfeifen nach, auch die, welche der Baron nicht zu rauchen pflegte, schloß alle Fenster und Thüren und that auch sonst alles mögliche, um nur ja keinen Anlaß zu Ausstellungen zu geben.

Dennoch wurde ihm wiederholt versichert, daß er ein „kolossales Rhinoceros“ sei und daß er zum nächsten Ersten „auf die Rüben“ gejagt werden würde. Wenn er sich auch in den letzten zwanzig Jahren daran gewöhnt hatte, wie ans liebe Brot, schien ihm die Stimmung diesmal doch so ungünstig, daß er dem Herrn Leutnant Fred v. Filtgaard gegenüber, der noch in später Abendstunde vorsprach, doch einige Bedenken äußerte.

„Mit dem Alten is heut der Deibel los, Herr Leutnant; er hat mir schon zweimal auf die Rüben gejagt, und den großen silbernen Aschbecher hat er mich ooch schon nachjeschmissen. Das is immer 'n schlimmes Zeichen.“

„Du bist 'n Angsthase, Klose. Ich muß Onkel Padde sprechen,“ sagte Fred, indem er sein jugendfrisches Antlitz, auf dem heute ein ungewöhnlicher Ernst lagerte, zu einem halben Lächeln verzog.

„Wenn Sie absolut müssen, Herr Leutnant, dann muß ich wohl auch; ich werd' Sie also melden.“

Während das alte Faktotum des Barons nach einigem Horchen und Zögern ängstlich anklopfte und dann in die Thür zum Arbeitszimmer schlüpfte, legte der junge Offizier ein lose in Papier geschlagenes Paket auf einen der

Tische des Vorzimmers und sah, auf den Säbel gestützt, ziemlich gedrückt vor sich hin.

Die heutige Aussprache mit seiner Mutter hatte ihn um Jahre gereift. Nur konnte er sich innerlich noch nicht so recht hineinfinden. Das war alles so plötzlich und unvermittelt gekommen. Wohl fühlte er sich mit verantwortlich für diese trostlose Lage und für den Kummer der über alles geliebten Mutter, aber die Vergangenheit bedrückte ihn doch weniger als der Ausblick in eine jäh umgestaltete fremde Zukunft.

Nicht, daß er sich vor ihr fürchtete. Als die Mutter ihm die Sachlage dargestellt, hatte er nicht einen Moment gezögert, zu erklären, daß er den bunten Rock überhaupt ausziehen würde, und auf dem Entschlusse hatte er beharrt trotz Mamas Thränen und Vorstellungen. Aber was er sich nicht ohne Sorge fragte, war, ob er den Anforderungen des neuen Lebens auch gewachsen sein würde. Diese geringe Zuversicht war ein Erbteil seiner Mutter, in dieser Lage jedoch zugleich ein Beweis, wie ernst es ihm mit seinen Vorsätzen war.

Es währte übrigens ziemlich lange, ehe Onkel Padde ihn vorließ. Sollte er ihn nicht empfangen wollen? Es wäre das erste Mal. Oder — der junge Offizier wurde dunkelrot und hielt in seinem ungeduldigen Spaziergang inne. Aber nein! Das war wohl nicht denkbar. So war Onkel Padde nicht. Und die Mutter wußte ja nun von den paar tausend Mark, auch von der Bedingung, unter der er sie erhalten; die Mutter hatte so ein eigenes Gesicht dabei gemacht, und die hellen Thränen waren ihr in die Augen gestiegen. Sie würde das Geld gewiß zurückzahlen. Ueberdies — das konnte es unmöglich sein. Onkel Padde hatte seine Sonderbarkeiten, aber er war eine Seele von einem Menschen und Kavalier vom Scheitel bis in den kranken Zeh.

Fred v. Filtgaard mußte lächeln. In demselben Moment wurde die Thür sperrangelweit aufgerissen. Mit einem Gesicht, als sollte von nun an Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen, komplimentierte Klose den Offizier in das Schreibzimmer seines Gebieters.

Eine scherzhafte Bemerkung darüber blieb Fred in der Kehle stecken.

Während das geräumige, von Urväterhausrat angefüllte Gemach sonst nur von einer kleinen niedrigen Lampe erleuchtet war, welche von Willi stets als „Thranfunzel" bezeichnet wurde, erstrahlte es heute in einem schier unnatürlichen Lichtmeer. Nicht weniger als drei große Ständerlampen waren in den Ecken verteilt, und im Kronleuchter brannten wohl ein Dutzend Kerzen. Und mitten in dieser taghellen Pracht stand Onkel Padde — fest eingeknöpft in seine Majorsuniform der Landwehrkavallerie, gestiefelt und gespornt. Die Augen quollen ihm schier aus dem Kopfe in der ungewohnt engen Bekleidung, und den kranken Fuß hielt er so hochgezogen, daß er sich schon wegen des Gleichgewichts an einen Tisch lehnen mußte. *)

„Guten Abend, Herr — Herr Major —" stammelte Fred mit einem fassungslosen Ansatze zum Strammstehen und bemüht, seinen Säbel ordnungsmäßig abzuhaken.

Der Baron winkte ab. Während er die höllisch schmerzende „Pfote" leise an der rechten Wade rieb, war er sichtlich bemüht, seinen Gast martialisch zu mustern. Aber das gelang ihm nicht so recht. Eine Mischung von Schmerz und Erwartung lagerte auf seinem jovialen Gesicht.

Es war also richtig, was er sich gedacht, als er seine Schroffheit Frau v. Filtgaard gegenüber zu Hause nach

*) Siehe das Titelbild.

allen Richtungen hin überlegt hatte, und was zur Gewißheit geworden war, als ihm Klose den Leutnant als „ernst und sehr dringlich" gemeldet hatte.

Er wollte sich ja gern entschuldigen — natürlich — wie sich das gehörte in dem Falle, aber wenn der Junge, dieser infamigte Bengel, den er lieb hatte wie sein eigen Kind, etwa unangenehm werden sollte, dann würde er sich schlagen auf seine alten Tage, ohne auch nur Pips zu sagen.

Und es schien sich so anzulassen. „Herr Major," hatte der Racker gesagt, nicht „Onkel Padde" wie sonst. Was hätte er darum gegeben, wenn der jetzt Onkel Padde zu ihm sagte! Au, und der große Zeh! Aber die Ohren steif halten, Lettwitz, das hilft nun nichts!

„Ich weiß, was Sie zu mir führt, Herr Leutnant," sagte der Baron, indem er mit ein paar hastigen Bewegungen seinen Schnurrbart zwirbelte, „und ich —"

„Aber Sie irren, Onk — Herr Baron, es handelt sich nicht wie sonst um —"

„Selbstverständlich — kann ich mir denken. Würde ebenso handeln. Also ich stehe Ihnen zur Verfügung. Vorher aber erkläre ich Ihnen, daß ich bedauere, Ihre verehrte Frau Mutter eine verstockte Frau genannt zu haben — bitte, unterbrechen Sie mich nicht! — ich bedauere aufs höchste, nehme das in aller Form zurück und ermächtige Sie, Ihrer Frau Mutter zu bestellen, daß ich sie bitte, mir diese im Eifer entfahrenen, durchaus ungehörigen Worte zu verzeihen."

Der Baron räusperte sich in die hohle Hand und fuhr dann mit tiefstem Ernst fort: „So, das hatte ich Ihnen zu erklären, und wenn Sie jetzt noch was wollen — ich bin der Freiherr Emmerich v. Lettwitz auf Suckerow."

Der junge Offizier stand da, als wenn ihm jemand auf chinesisch etwas über Timbuktu erzählte. Schließlich

zog er die Achseln hoch und ließ seinen Säbel fallen, um sich mit beiden Händen über das kurz geschorene Haar zu fahren.

„Verzeihung, Herr Major, — aber entweder bist du verrückt, Onkel Padde, oder ich bin's," platzte er schließlich heraus.

„Nun wird der infamigte Bengel auch noch grob," maulte der Baron zu sich selbst. — „Ich nicht!" schrie er dann laut. „Aber du, weil du dich mit 'nem Mann, der dein Vater sein könnte, schlagen willst!"

„Ist mir nicht im Traum eingefallen!" rief nun auch Fred v. Filtgaard laut und erregt. „So 'n Blödsinn! Wie kommst du denn darauf, Onkel Padde?"

„Blödsinn? — Also du willst dich nicht mit mir schießen?"

„I Gott bewahre!"

„Na aber — was willst du denn?"

„Einen vernünftigen Ton mit dir reden, Onkel Padde. Aber erst, nachdem du die Maskerade aufgegeben hast."

Statt aller Antwort hüpfte der Baron zur Thür und rief mit Donnerstimme, der man so etwas wie inneren Jubel anmerkte: „Klose!"

Der Gerufene erschien überraschend schnell.

„Stiebel aus!" kommandierte Lettwitz weiter, indem er sich stöhnend auf einen Stuhl niederließ und fast gleichzeitig alle Uniformknöpfe lockerte. Unter Ach und Weh ließ er sich seine Buntgestickten auf die Füße stecken; und nachdem Klose das Zimmer verlassen hatte, trat er dicht an seinen Gast heran.

„Es ist auch dein Glück, mein Junge, daß du klein beigegeben hast. Zu Klopsfleisch hätt' ich dich zerhackt."

„Mir ist nicht nach Witzen, Onkel Padde."

„Also nicht. Na, dann setz dich man da hin, mein Jungchen — so. Und hier hast du 'ne Zigarre — so. Und nun sag mir, wieviel du brauchst."

„Ich bin nicht gekommen, um dich anzupumpen, sondern um dir zu sagen, daß ich morgen meinen Abschied einreichen werde. Auch möchte ich gern wissen, ob du auf Suckerow irgend einen kleinen Posten für mich hast."

Auch der Baron hatte sich eine Zigarre anstecken wollen. Bei der überraschenden Eröffnung behielt er aber das Streichholz so lange in der Hand, bis er sich verbrannte.

Er schlenkerte mit den Fingern und starrte den jungen Freund wie eine Erscheinung aus der vierten Dimension an.

„Abschied einreichen? Du? Und weshalb?" fragte er dann.

„Weil es nicht mehr reicht, Onkel Padde. Das weißt du doch selbst und noch besser wie ich."

„Hm, aber du bist doch Soldat mit Leib und Seele, Junge, wie willst du darüber hinweg?"

Dem jungen Mann stieg das Wasser in die Augen, aber er biß die Zähne zusammen. „Ich muß, und ich werde es, Onkel Padde!"

Der Baron wandte sich ab und machte sich angelegentlich an seinem Rauchtisch zu schaffen. Seine Stimme klang etwas unsicher, als er sagte: „Sag 'mal, und du glaubst, daß ich das zugeben werde?"

„Ich werde dich nicht fragen, Onkel Padde, sondern handeln, wie es meine Pflicht ist, und wie sich das aus der Sachlage als selbstverständlich ergiebt. Das Geld, welches ich dir schuldig bin, wird Mutter dir wiedergeben. Lieber wäre es mir allerdings, wenn ich es abverdienen könnte irgendwie —"

Als Fred von dem Gelde sprach, war der Baron herumgefahren. „Du hast deiner Mutter gesagt, daß ich —"

„Allerdings."

„Und unter welcher ausdrücklichen Bedingung habe ich dir die Gelder gegeben?" Dabei prägte sich wirklicher Zorn und Erregung in dem Gesichte des Barons aus.

„Aber das war doch **nun** nicht mehr zu verbergen, Onkel Padde. Ich habe Generalbeichte abgelegt, und da war es eben nicht zu umgehen."

„So — nicht zu umgehen; o du infamigter Bengel!" Er humpelte an seinen Schreibtisch und stützte den Kopf in beide Hände.

Es war also geschehen, was er befürchtet, und was ihm die ganzen Jahre den Mund verschlossen hatte jener Frau gegenüber, die er liebte wie in seinen verlorenen jungen Jahren. Sie sollte nicht glauben, daß er sich durch dergleichen ihre Geneigtheit etwa erschleichen wollte — nur das nicht nach jener Stunde damals!

Deshalb hatte er ihr seinen Rat nicht aufgedrängt und seine Hilfe, so oft er auch nahe daran gewesen war, und deshalb sollte sie es auch nicht wissen, daß er dem Jungen so oft schon aus der Verlegenheit geholfen hatte.

Was mußte sie denken, und wie würde sie nun die Achseln zucken über den plumpen Menschen, der auf diese Weise — mit den lumpigen paar tausend Mark — glaubte — — es war zum Tollwerden!

Es war eine Weile ganz still in dem taghell erleuchteten Zimmer. Ein verschrobener alter Junggeselle schloß ab mit seinem letzten Glückshoffen.

Fred wurde das Schweigen schließlich unbehaglich. Eben wollte er es unterbrechen, als der Baron sich schwerfällig erhob. Er strich sich mit der flachen Hand über die Stirn und den nun trübselig herabhängenden Schnurrbart.

„Laß nur, mein Sohn; es ist schon gut. Hat wohl so sein sollen. Und wenn du wieder was brauchst, kannst du jetzt ganz ungeniert kommen. Ueber die anderen Geschichten reden wir morgen. Ich bin jetzt 'n bißchen müde."

Fred verabschiedete sich. Er war sich zwar über den plötzlichen Stimmungsumschlag seines väterlichen Freun-

des nicht klar, aber er hatte das richtige Gefühl, jetzt nicht mehr viel reden zu dürfen.



Er hatte dem Baron im Vorzimmer bereits die Hand zum Abschied gedrückt, als sein Blick auf das Paketchen fiel, welches er mitgebracht hatte.

„Ach Gott ja, Onkel, Mutter schickt dir hier einen Bund Rosen; sie meint, du hättest sie mal darum gebeten. Sie seien nicht mehr so recht schön, aber es seien eben die letzten."

Mit zitternden Händen öffnete der Baron das Papier — im nächsten Moment fiel er aufjauchzend dem völlig Verblüfften um den Hals und rief: „Junge! Herzensbengel! Und das lässest du hier liegen?"

„Aber was ist denn dabei? Habt ihr denn auf Suckerow keine?"

„Nee, Junge, solche nicht!" schrie der Baron ausgelassen und schüttelte ihn so heftig, daß Fred sich schließlich wehren mußte.

Lettwitz ließ denn auch von ihm ab; aber nachdem er die Blumen auf dem Tische untergebracht hatte, legte er beide Fäuste auf die Achselstücke des jungen Mannes und fragte: „Sag, magst du mich ein bißchen leiden?"

„Ich habe dich furchtbar gern, Onkel Padde, ich verstehe bloß nicht —"

„Ist auch nicht nötig. Gieb mir 'n Schmatz — — so, und auf die andere Backe auch — so. Und nun sag mal „Papa" zu mir!"

„I zum Donnerwetter, ich bin doch kein Baby!" rief Fred und eilte davon. Der Baron aber drückte die Blumen mit beiden Händen an sich und lachte glückselig hinter ihm her.

„Wirst dich schon daran gewöhnen, mein Junge, mein lieber Junge!" — — —

Als Fred v. Filtgaard zu Hause Bericht erstattet hatte über seinen Besuch bei Onkel Padde, und als darauf auch die Mutter ihn unter Lachen und Weinen küßte, schüttelte er den Kopf und brummte vor sich hin: „Komische Menschen — solche alten Leute!"

Die Backkur.

Eine neue physikalische Heilmethode. Von Fred Carpenter.

Mit 6 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Unsere an Erfindungen und Neuerungen auf allen Gebieten so überreiche Zeit hat auch in der Heilkunde eine kaum noch übersehbare Fülle neuer und oft recht wunderlicher Blüten hervorgebracht. Neue, noch nicht dagewesene und natürlich Wunder wirkende Heilmethoden schießen wie Pilze auf und finden sofort todesmutige Märtyrer, die sich ihnen unterziehen. Ein Glück nur für die leidende Menschheit, daß die meisten dieser Heilmethoden mit großer Schnelligkeit wieder außer Gebrauch kommen, denn sonst wäre zu befürchten, daß die moderne Heilkunde der Kulturmenschheit gefährlicher wird, als die Krankheiten, die sie bekämpfen will, was übrigens pietätlose Menschen und Nergler jetzt schon behaupten.

Die Spekulation, die alles in ihre Kreise zieht, hat sich eben auch der Medizin bemächtigt. Die Gründung von Heilanstalten ist heutzutage im wesentlichen ein bedeutendes Kapital erforderndes Spekulationsunternehmen, das durch seine Einrichtung, die in Aussicht gestellten Erfolge und vor allem durch irgend etwas Neues, noch nicht Dagewesenes auf dem Gebiete der Behandlungs-

weise zahlungsfähige Patienten anzulocken suchen muß. An der Spitze marschiert in dieser Hinsicht Amerika, da bei dem excentrischen Wesen des Amerikaners die „Pferdekuren“ aller Art stets den größten Zulauf finden, und man dort stets an Onkel Bräsigs tiefsinniges Wort erinnert



Zimmer mit Backofen in der Sprague-Heilanstalt in New York.
Nach einer Photographie von W. B. Northrop.

wird, das er nach seiner Rückkehr aus der Kaltwasserheilanstalt sprach: „Du glaubst nicht, Karl, was der Mensch alles aushalten kann.“

Ja, der Mensch hält Unglaubliches aus, sogar das lebendig gebacken zu werden.

Wer sollte meinen, daß der Mensch eine Hitze ertragen kann, welche die Siedehitze bei weitem übersteigt? Und doch ist dies der Fall. Denn bei dem neuesten, in Ame-

rika aufgekommenen Heilverfahren, dessen Erfinder ein gewisser Sprague ist, wird der Mensch im wahren Sinne des Wortes in eigens dazu erfundenen „Oefen“ gebacken, und diese „Backkur“ soll nach Angabe ihrer begeisterten Fürsprecher sowohl für Leiden des Gesamtkörpers wie für örtliche im höchsten Grade heilkräftig sein.

Neue Kurmethoden sind ja bekanntlich im Anfang stets ungeheuer wirksam, bis sich später bei genauer Prüfung ihr wirklicher, meist beschränkter Wert, oder ihr völliger Unwert, vielleicht gar ihre entschiedene Schädlichkeit erweist. Ohne daher über den Wert der amerikanischen Backkur irgend etwas Bestimmtes im günstigen oder ungünstigen Sinne aussagen zu wollen, erscheint uns dieses Heilverfahren doch an sich selbst merkwürdig und interessant genug, um den Leser in Wort und Bild damit bekannt zu machen, um so mehr, als es bereits in England eingeführt werden soll, und dann sein Erscheinen bei uns auch nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.

Die Anwendung von erhitzter Luft zu Heilzwecken ist uralt; bei uns wird sie im Heizluftraum der römisch-irischen Bäder gegen Erkältung, Gicht, Rheumatismus täglich benutzt. Aber was der amerikanische „medizinische Bäckermeister“ als seine eigene Erfindung in Anspruch nehmen kann, ist die Konstruktion besonderer Backöfen, in denen der menschliche Körper, ohne Schaden zu leiden, Hitzegraden von einer Höhe ausgesetzt wird, bei deren bloßem Anhören einem die Haut schaudert. Es handelt sich um richtige Backofentemperaturen, im Mittel 138 Grad Celsius, von denen man voraussetzen sollte, daß sie genügten, um einen Menschen von normaler Veranlagung im wahren Sinne des Wortes zu rösten, aber das ist noch eine sehr milde Anwendung des Backverfahrens. Hartnäckige Kranke, deren Leiden sich gelinden Mitteln

als unzugänglich erweist, müssen sich eine Hitze von 170 bis zu 200 Grad gefallen lassen.

Man möchte das für unmöglich halten, doch ist es eine unbestreitbare Thatsache. Nicht nur in den drei von



Backofen für den ganzen Körper, im geöffneten Zustande.
Nach einer Photographie von W. B. Northrop.

Sprague errichteten Heilanstalten in New York, Chicago und Philadelphia sind Herrn Spragues neuerfundene Backöfen seit längerer Zeit in Thätigkeit, sondern auch das alte, sehr konservative Bellevue-Krankenhaus hat einen davon in Betrieb, und in drei Londoner Krankenhäusern ist man im Begriff, sie einzuführen.

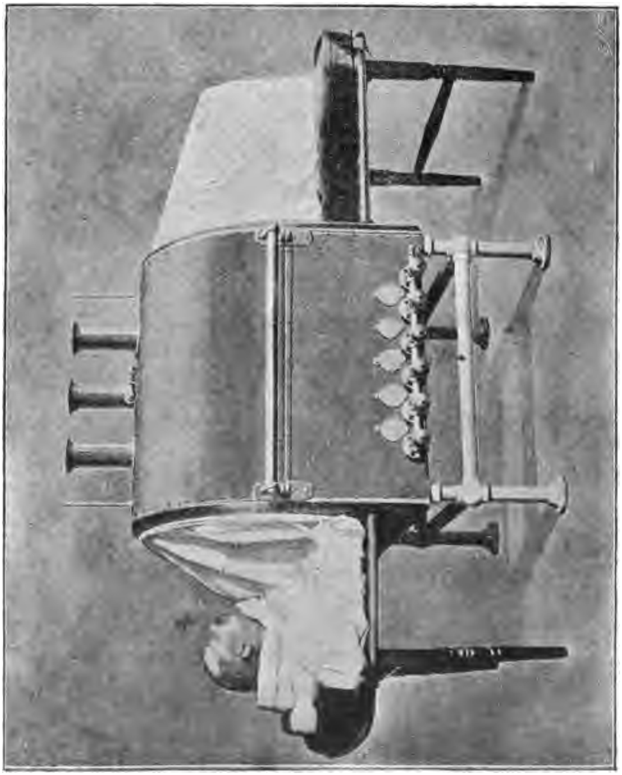
Einige französische Aerzte waren es, die zuerst auf den Gedanken kamen, ganz trockene heiße Luft von außerordentlich hoher Temperatur bei chronischen Fällen von Gicht und Rheumatismus örtlich und in beschränktem Maße anzuwenden. Sie gingen bis zu 120 Grad Celsius mit gutem Erfolge. Dies brachte Sprague auf seine Idee. Die Schwierigkeit, die bei Anwendung so hoher Temperaturen zu überwinden war, bestand in der Gefahr, den Patienten bei lebendigem Leibe zu kochen oder zu rösten. Das erstere konnte vermieden werden, indem man dafür sorgte, daß die erhitzte Luft keinen Wasserdampf enthalte; das letztere, indem man einen Apparat erfand, dessen Wände trotz hoher Erhitzung die menschliche Haut nicht verbrennen. Beides ist dem findigen Amerikaner durch Konstruktion seines Backofens für Heißluftkuren gelungen.

Er fand nach längerem Experimentieren, daß faserige Magnesia in hohem Grade erhitzt werden könne, ohne einen darauf ruhenden Körper zu verletzen. Damit war das Hauptproblem gelöst. Form und Einrichtung der Backöfen, eine rein technische Angelegenheit, ergab sich im Hinblick auf den Zweck fast von selbst.

Die von Sprague konstruierten Oefen bestehen im wesentlichen aus mehreren Metallröhren, in denen entweder der ganze Körper oder nur ein Arm oder ein Bein „gebacken" werden kann. Die Konstruktion der drei gebräuchlichen Apparate ist ganz dieselbe, sie unterscheiden sich nur in Größe und Form voneinander.

Drei konzentrisch übereinander liegende, durch leere Zwischenräume voneinander getrennte Metallcylinder bilden den Körper des Apparates. An den beiden Enden sind sie offen. Der äußere Mantel ist aus vernickeltem Kupferblech und mit Asbest überzogen, um die Ausstrahlung der Hitze nach außen möglichst zu beschränken. Der mitt-

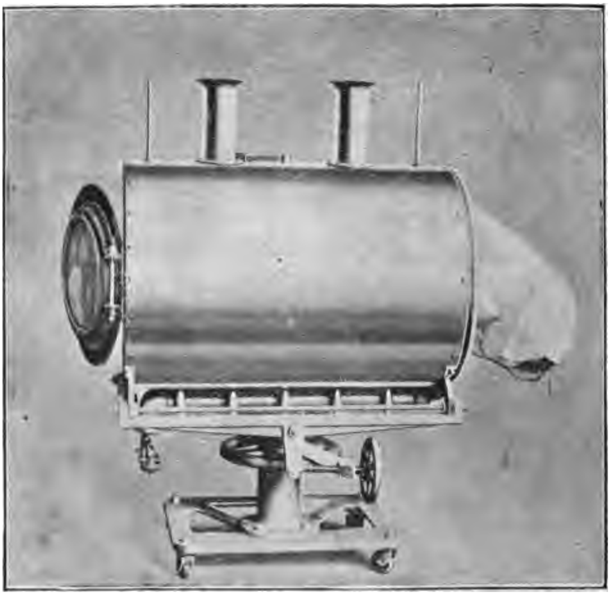
lere Cylinder ist aus Stahlblech und hat drei kleine, oben hinausragende Schornsteine, welche als Zugkanäle für eine Reihe von Bunsenbrennern, die zu Heizzwecken unterhalb



Ein „backender“ Kranker.
Nach einer Photographie von W. B. Northrop.

des Apparates angebracht sind, dienen. Zwischen diesem mittleren und dem inneren, aus Messing hergestellten Cylinder ist ein Zwischenraum von fast 4 Centimeter. Der innere Cylinder hat zahlreiche ganz kleine Löcher,

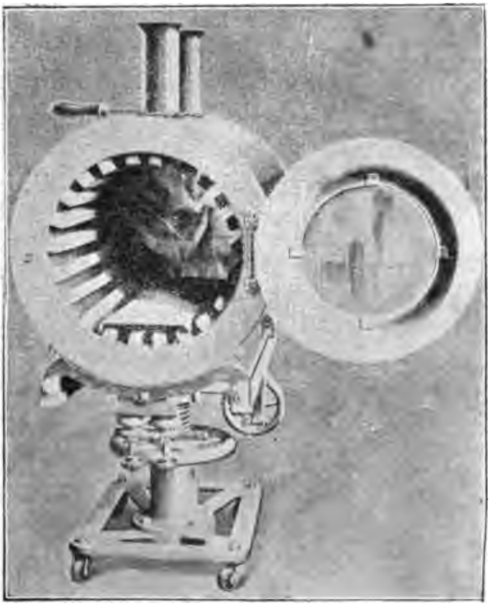
durch welche die von dem Stahlcylinder ausstrahlende Hitze dem im Apparate „backenden“ menschlichen Körper oder Körperteile zugeführt wird. Von dem inneren Cylin-



Armofen, geschlossen.
Nach einer Photographie von W. B. Northrop.

der führen drei kleinere Röhren in die oberen Zugkanäle hinein. Sie dienen dazu, die überschüssige Hitze und vor allem die durch den Schweißausbruch erzeugte Feuchtigkeit abzuführen, so daß die Heißluft, die den Kranken umspült, stets ihre anfängliche und unerläßliche Trockenheit behält. Auf der unteren Fläche des Cylinders, da, wo der Körper des Kranken aufruht, sind eine Anzahl Röhren

angebracht, welche sich zwischen den Gasbrennern öffnen. Sie saugen heftig frische Luft auf und führen sie in schnellem Strome durch den Backraum und oben aus den Abzugskanälen hinaus. Dabei wird alle Feuchtigkeit mit-



Armofen, geöffnet.
Nach einer Photographie von W. B. Northrop.

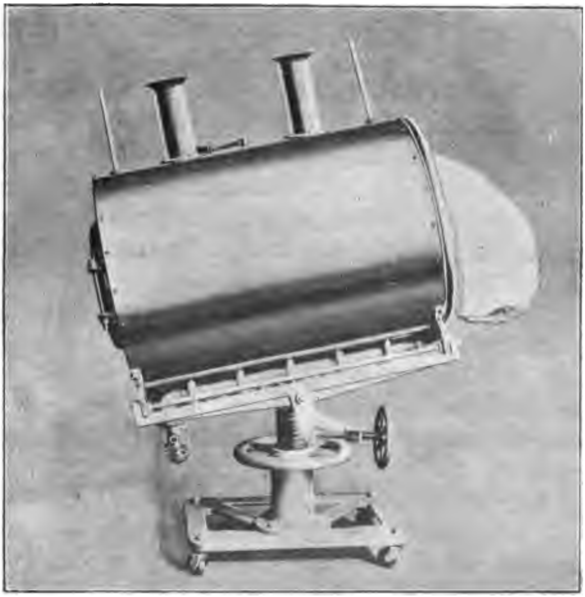
gerissen, und die Ventilation stets in flottem Gange erhalten. Der innere Messingcylinder ist durchweg mit schmalen Längsrippen aus Kork versehen, welche verhindern, daß der Kranke in Berührung mit den heißen Metallwänden kommt und sich dadurch Brandwunden zuzieht. Der Kranke liegt auf einer Matte von faseriger Magnesia, unter der noch eine solche aus Asbest befindlich ist. An

beiden offenen Seiten des Cylinders sind kleine hölzerne Platten angebracht, auf denen Kopf und Füße ruhen. Der Backofen selbst ruht auf einem festen, metallenen Gestell.

Dies ist die Beschaffenheit des Ofens für den ganzen Körper. Bei den kleineren Oefen für Arm oder Fuß allein fehlen die hölzernen Platten, dafür befindet sich an einem Ende eine Thür mit Glasfenster, durch welche die Krankenwärterin die Lage des backenden Gliedes genau beobachten kann. Das Gestell ist so eingerichtet, daß der Ofen mittels eines Systems von Hebeln und Schrauben leicht in jede beliebige Richtung horizontal und vertikal gedreht und eingestellt werden kann. Vorn und hinten werden die Cylinder durch Vorrichtungen aus dichter und fester Leinwand geschlossen.

Bevor ein Kranker dem Backverfahren unterworfen wird, findet eine genaue Untersuchung von Herz und Lungen statt. Nur bei völliger Gesundheit dieser ist eine Anwendung der höheren Hitzegrade möglich. Der Kranke wird dann in ein ganz trockenes Leintuch geschlagen, in den Ofen gelegt, und dieser geschlossen, indem man die obere geöffnete Hälfte des Cylinders herunterklappt und über Brust und Füße die luftdichte leinene Bedeckung befestigt. Der Kopf bleibt frei. Als edelster Teil des menschlichen Körpers läßt er sich das Backverfahren nicht gefallen. Der dickschädeligste Nigger würde bei Einwirkung so hoher Hitzegrade auf den Kopf tobsüchtig oder blödsinnig werden. Auch so sind die Empfindungen in der Regel nicht gerade angenehm, wenn auch nicht schmerzhaft, sondern von einer schwer zu beschreibenden Eigenart. Bis zu etwa 60 Grad Celsius fühlt der Kranke nichts als eine starke Wärme, bei deren Steigerung es ihm vorkommt, als ob tausend kleine Hitzeströme stechend seine Haut träfen. Ueber 80 Grad hinaus macht sich ein

Gefühl in den Füßen bemerklich, als seien diese eingeschlafen, der Schweiß fließt stromweise am ganzen Leibe herab und steigt als Wasserdampf in dicken Säulen aus den drei Schornsteinen des Backofens auf, die ihn schnell fortführen. Bei 90 Grad gerät auch das Gehirn



Beinofen.
Nach einer Photographie von W. B. Northrop.

in Mitleidenschaft. Der Kranke verfällt in einen traumartigen, halb bewußtlosen Zustand, der etwa bis 140 Grad anhält.

Eine höhere Temperatur wird bei den meisten Kranken bei der Ganzbehandlung nicht angewendet, sehr häufig dagegen bei der Teilbehandlung (Arm oder Bein). Das Verweilen im Ofen dauert etwa 1 bis 1½ Stunden.

Gewisse Fälle jedoch erfordern die äußersten Hitzegrade, bis zu 170 und 200 Grad Celsius. Um diese auszuhalten, ist ein völlig gesundes und kräftiges Herz, Nervensystem und Lunge erforderlich. Auch wird der Zustand des Kranken über 140 Grad hinaus mehr und mehr peinlich und schließlich kaum noch erträglich. Der Kranke hat die Empfindung, als werde er bei lebendigem Leibe geröstet, sein Blut scheint zu sieden und jagt in glühendem Strom durch seine Adern. Das Herz gerät in die furchtbarste Aufregung oder schlägt kaum noch wahrnehmbar. Ein Eisbeutel auf den Kopf und das Trinken von Eiswasser verhindert, daß der also Gemarterte nicht etwa einen Tobsuchtsanfall bekommt, wozu er ohne Zweifel genügende Ursache hat. Aber Onkel Bräsigs Beobachtung bewährt sich auch hier: der Mensch hält es aus.

Natürlich ist der backende Kranke unter beständiger Ueberwachung einer geübten Pflegerin, die ihm Wasser reicht, das Thermometer auf dem Cylinder, welches genau den erreichten Hitzegrad anzeigt, kontrolliert und bei etwaigen unerwarteten Zwischenfällen den Anstaltsarzt herbeiruft.

Nach der Prozedur fühlt sich der Kranke begreiflicherweise sehr schwach. Er wird dann abgerieben und leicht zugedeckt auf ein Ruhebett niedergelegt, auf dem er so lange verweilt, bis er sich wieder genügend kräftig fühlt, um aufzustehen. Gewöhnlich sind dazu zwei Stunden erforderlich.

Hauptsächlich werden Gicht, Rheumatismus, innere entzündliche Zustände, Fettsucht, Oedem und alle Arten von neuralgischen Schmerzen durch die Backkur günstig beeinflußt. Die Zahl der Kranken, die sich dem neuen Heilverfahren in Amerika bereits unterworfen haben, geht in die Tausende.

Da die Entdeckungen der medizinischen Wissenschaft

wie die neuen Kurmethoden oder -experimente heutzutage Gemeingut der ganzen Menschheit sind, so steht die Eröffnung der ersten Anstalt für Spraguesche Backkuren auch in unserem lieben Deutschland in nächster Zukunft zu erwarten, und mutige Pioniere auf diesem Gebiete können ihre Wirkung dann am eigenen Leibe erproben.

Stellt sich die mildere Anwendung des Backverfahrens als eine verstärkte Heißluftschwitzkur dar, wie wir sie bereits im Trockenraume der römisch-irischen Bäder haben, so ist die Prozedur von etwa 140 Grad aufwärts ohne Zweifel eine sogenannte „Roß- oder Pferdekur", die als „ein Vergnügen eigener Art" jedenfalls nur mit äußerster Vorsicht zu genießen ist. Seinen Arm oder sein gichtbrüchiges Bein kann man in einem der kleinen Apparate schon eher daran wagen.

Evas Liebschaft.

Eine pedantische Geschichte von Barb. Kastner.

1. (Nachdruck verboten.)

Frau Sekretär Denoir, geborene Lungerle, bewohnte mit ihrer Tochter seit einem Jahre die Hälfte des vierten Stockwerks eines äußerst anständig aussehenden Hauses in der Rankestraße und legte viel Wert darauf, daß die Leute wußten, sie wohne im Westen — im vornehmen Westen Berlins — wenn auch im vierten Stock, der eigentlich ein fünfter war, denn der erste Stock wurde Hochparterre genannt.

Die Witwe wohnte „aus Gesundheitsrücksichten" so hoch. Der Arzt wünschte, daß ihr Töchterchen die gute Höhenluft atme, und erwartete von dem Aufenthalt auf dem freien Balkon die glänzendsten Erfolge für die Gesundheit des jungen Mädchens. So wenigstens erzählte Frau Denoir jeden Dienstag aufs neue den Besucherinnen ihres Kaffeekränzchens oder, wie sie selbst sich ausdrückte, ihres Jourfix.

Dieser Jourfix bildete allwöchentlich ein Ereignis bei den sonst ziemlich einsam lebenden Frauen. Eva, die achtzehnjährige Tochter, stand der Veranstaltung aller-

dings kühl gegenüber, aber die Mutter bot alles auf, um „standesgemäß zu repräsentieren". Das war nicht leicht, denn die Mittel waren beschränkt, aber um keinen Preis hätte Frau Denoir ihren Jourfix aufgegeben. Das war sie dem Andenken ihres verstorbenen Mannes, das war sie seinem Namen schuldig. Denn er stammte von einer adeligen Emigrantenfamilie ab, das ließ sie sich nicht nehmen, und hieß de Noir und nicht schlechtweg Denoir.

Der Selige hatte jedesmal nur gelächelt, wenn die kleine, hübsche Frau durchaus eine „Gnädige" sein wollte. Er hatte dann etwas in seinen Bart gebrummt, was ungefähr klang wie: O Vogelhirnchen, Vogelhirnchen! Und doch hatte er sie geliebt, hatte heiß um sie gekämpft. Ihr Vater, der Schneider Lungerle, hatte höhere Pläne mit seiner Friederike gehabt und sie durchaus dem armen Schreiberlein nicht geben wollen.

Wenn aber ein junger Mensch es ernstlich darauf anlegt, eine Dummheit zu begehen, gelingt ihm dies schließlich auch, und so kam der Tag, an welchem Fräulein Rikchen Lungerle eine Frau Denoir wurde. Sie hatte es bei ihrem Vater durchgesetzt. Gerade der gebildete junge Mann mit den feinen Manieren, mit der überschlanken Figur hatte es ihr angethan.

Fräulein Friederike besaß überhaupt Sinn für das Noble, der junge Gatte sollte dies mit Schrecken innewerden. Die ersten Jahre der Ehe ging es noch. Aber nachdem er eine feste Anstellung erhalten und nun wirklicher Intendantursekretär war, schwoll der kleinen Frau der Kamm. Sie wollte nun auch mitthun, Theater und Gesellschaften besuchen, wollte sich ein Dienstmädchen halten.

Das Mädchen wurde trotz des geringen Gehaltes gemietet. Denoir hoffte, daß nun etwas mehr Ordnung ins Haus kommen, daß etwas Genießbares gekocht werden

würde. Aber dem war nicht so. Im Gegenteil, die junge Frau stand nun sehr spät auf und verwendete das Dienstmädchen hauptsächlich als Kammerjungfer.

Herr Denoir versuchte trotzdem noch oft und mit allen möglichen Mitteln, aus seinem Weibchen eine sparsame, ordnungsliebende Hausfrau zu machen. Umsonst. Weder Güte noch Härte half, besonders nicht das letztere, denn dann liefen sofort die Thränen stromweise über das hübsche Gesicht, ein Anblick, dem der immer noch verliebte Ehemann absolut nicht gewachsen war.

Er tröstete sich schließlich mit seinem kleinen Töchterchen Eva, die er über alles liebte. Um ihretwillen ertrug er mit Geduld so mancherlei und vermied die peinlichen Auseinandersetzungen wegen zerrissener Hemden und Strümpfe, wegen zu hoch angewachsener, unbezahlter Rechnungen.

Auch die Mutter war stolz und glücklich über ihr Kind. Es war ihr die Puppe, die sie zeigen, die sie schmücken und putzen konnte.

Die kleine Eva schaute mit den hübschen braunen Augen lustig in die Welt. Sie schien den leichten Sinn der Mutter geerbt zu haben. Der Vater bemerkte dies mit heimlicher Sorge, in jeder Minute seiner freien Zeit suchte er gegen den sichtlich schädlichen Einfluß der Mutter anzukämpfen, aber seine Lehren gingen zu den kleinen Oehrchen hinein und gleich wieder hinaus, um so mehr, als nach der Mutter Ansicht das viele Lernen durchaus nicht nötig war. Sie behauptete, ein junges Mädchen müsse hübsch und liebenswürdig sein und feine Umgangsformen haben. Das genüge. Ihre reizende Tochter werde schon ihren Weg machen. Damit meinte sie natürlich eine glänzende Heirat.

So vergingen die Jahre, und Evchen machte es der Mutter nach, ließ fünf gerade sein, amüsierte sich so viel sie konnte, arbeitete aber nur, wenn sie gerade Lust hatte.

An ihrem siebzehnten Geburtstag erklärte Frau Denoir dem Gatten, es sei nun seine Pflicht, mehreren Vereinen beizutreten, noch mehr Bekanntschaften zu schließen, Einladungen zu geben, damit die Tochter gesehen werde.

„Ja doch, wenn es sein muß," sagte Herr Denoir und atmete schwer.

Den nächsten Morgen aber fühlte er sich zu matt, um aufzustehen. Und täglich wurde er matter und hinfälliger. Es war gerade, als ob er selbst gar keine Anstrengung mehr machen wollte, um noch länger täglich zweimal in sein muffiges, düsteres Bureau zu gehen und wieder zurückzukehren.

Der Arzt schüttelte den Kopf und wurde ernsthaft. Er machte mit der Hausfrau keine Scherze mehr, sagte nicht mehr, wie im Anfang, diese Krankheit dauere gewöhnlich achtundzwanzig Tage ohne und dreißig Tage mit dem Doktor. Aber wie eingehend er auch in seiner Wissenschaft forschte, es gelang ihm nicht, dem jungen trostlosen Mädchen mit den hilfesuchenden Augen den Vater zu erhalten.

Dieser selbst lächelte matt und ungläubig, wenn der Arzt von baldiger Genesung sprach. Er wußte es besser. Es fehlte ihm die Kraft, noch länger in seinem Bureau auf dem Drehschemel zu sitzen, Akten zu schreiben oder zu rechnen und sich daheim still zu grämen und zu sorgen.

Während seiner Krankheit lag er meist in tiefem Schlafe. Einmal, in der Dämmerstunde, erwachte er zu klarem Bewußtsein und beobachtete mit den unheimlich groß gewordenen Augen aufmerksam sein im Zimmer sich umher bewegendes Töchterchen. Und auf einmal wurde ihm klar, was ihn im Halbschlummer quälte — die Sorge um Eva war es. Sie mußte er zurücklassen, allein mit der selbst eines Haltes so sehr bedürftigen

Mutter. Was würde aus den beiden Kindern, dem großen und dem kleinen, ohne ihn werden.

„Eva, komm her," sagte er mit schwacher Stimme, und die weiße magere Hand, die über den braunen Scheitel strich, zitterte. „Eva, wenn ich nun bald fort muß — sei brav und sparsam und fleißig. Lerne Handarbeiten und Hausarbeiten, verdiene etwas. Bist ja immer ein gutes Kind gewesen, aber Ordnung und Sparsamkeit sind notwendig in der Welt. Versprich mir, Eva . . ."

Ein furchtbarer Hustenanfall, aus dem er in Bewußtlosigkeit verfiel, verhinderte ihn, zu vollenden. Er kam nicht mehr zu sich.

Und dann hatte er sich in der Nacht davongemacht, so eilig, als ob er nun genug hätte an all dem äußerlichen, oberflächlichen Gethue. Eva lernte erst nach Jahren begreifen, was sie damals dem teuren Vater hatte versprechen sollen. —

Das war ein schwerer Schlag für Frau Denoir. Sie brach in grenzenlosen Jammer aus und hätte nun gern jeden Wunsch des geliebten Gatten erfüllt. Aber es war zu spät. Der selige Theodor hütete sich, zurückzukehren. Er war vielleicht sogar ein wenig froh, daß er der kleinen Frau entwischt war.

Diese kam sich wie ein armes, verlassenes Opferlamm vor. „Wie mir dein guter Vater das anthun konnte!" jammerte sie beständig. „Frau und Kind hilflos zurückzulassen!" Oder sie legte sich in völliger Apathie auf das Sofa und ließ im Haushalt alles drunter und drüber gehen.

Erst der Besuch einer Bekannten, die herablassend und nicht gerade zartfühlend frug, ob die Frau Sekretär sich jetzt wohl recht einschränken müsse, rüttelte die eitle Witwe aus ihrem tiefen Kummer auf. Man hielt sie also für ganz verlassen und arm? Daß dem so war,

zeigte auch ein Brief des Hausherrn, der wenig höflich die rückständige Miete forderte und die Kühnheit hatte, ihr eine eben frei gewordene Wohnung im Hinterhaus anzubieten.

So in ihrem Selbstgefühl gekränkt, versuchte Frau Denoir nun ihr Lebensschifflein, das der Selige bisher so vorsichtig gesteuert hatte, allein weiterzuführen. Sie rechnete. Da war zuerst die Pension, monatlich neunzig Mark. Nicht viel für eine Dame, die einen Jourfix hatte und so gern Hüte nach der neuesten Mode trug. Aber da waren auch noch achthundert Mark auf der Sparkasse, die der fürsorgliche Gatte zurückgelegt hatte. Und dann war auch noch der Onkel Lungerle da, der hie und da seinen Beutel öffnen mußte.

Als sie dann das Bündelchen Banknoten von der Sparkasse geholt und unter ihrem Kopfkissen wußte, erwachte eine ungeahnte Energie in ihr. Sie wollte es den Leuten schon zeigen, daß sie die Mittel hatte, standesgemäß zu leben. Folglich wurde zuerst die alte Wohnung im Norden gekündigt und eine andere in einer feineren Gegend, im Westen, gemietet. Daß sie eines der drei Zimmerchen an ein altes Fräulein für fünfundzwanzig Mark monatlich abgab, brauchte ja niemand zu wissen. Hierauf wurde ein Besuchszimmer, der sogenannte Salon, eingerichtet, mit allem, was die Witwe an hübschen Möbeln besaß und mit noch mancherlei neuen billigen Kinkerlitzchen ausgestattet.

Nach und nach fanden sich auch die alten Bekannten und Freundinnen wieder ein, und Frau Denoir erlebte den Triumph, daß bei einer ihrer nun wieder in alter Regelmäßigkeit abgehaltenen Gesellschaften eine wirkliche Geheime Rechnungsrätin zugegen war.

Ihre Tochter Eva hatte für diese gesellschaftlichen Erfolge weniger Interesse. Als sie mit der Elastizität der

Jugend den ersten großen Kummer überwunden hatte, kam die frische Lebensfreudigkeit ihrer achtzehn Jahre wieder über sie. Was würde nun kommen, was würde die Zukunft bringen? Manchmal wurde ihr ganz wunderlich zu Mute. Dann mußte sie springen und singen wie ein Kobold, und selbst auf der Mutter Klagen wegen mangelnden Geldes konnte sie nur mit hellem Lachen antworten. Die warnenden Worte des Vaters hatte sie schnell vergessen. Sie mochte nichts lernen, nicht einmal Französisch, obwohl Frau Denoir das für durchaus nötig hielt; sie mochte weder Handarbeiten machen, noch im Haushalt helfen, und die Mutter ließ sie in ihrer leichtsinnigen Gutmütigkeit ruhig gewähren. Warum sollte sie zanken und sich aufregen? Schließlich war es doch gleich, ob Eva ein bißchen mehr oder weniger konnte.

So stand Eva meist vor dem Spiegel und staunte, daß sie täglich hübscher, frischer und fröhlicher wurde. Ihre langen Zöpfe, hellbraun und seiden, erregten auf der Straße die Bewunderung der Männer.

Noch zu Lebzeiten des Vaters hatte sie ein Rad erhalten, alt und auf Abzahlung gekauft, durfte aber nur selten und nur unter den Augen der Eltern radeln. Auch jetzt bestand die Mutter jedesmal darauf, sie an einem bestimmten Orte zu erwarten. Angenehm war dies für Frau Denoir nicht; aber in diesem Punkte war sie unerbittlich.

Dieses Frühjahr nun, wo sie so nahe dem Grunewald und Halensee wohnten, dem Paradiese der Radfahrer, war Eva gar nicht mehr zu halten. Jeden Tag wollte sie hinaus, um so mehr, da ihr die Mutter zu ihrer ungeheuren Freude einen Radfahranzug gekauft hatte. Eva platzte beinahe vor Stolz, als sie ihn anzog. Er stand ihr einfach reizend.

An einem der schönen Maitage machte sich Eva nach-

mittags wieder auf den Weg. Die Mama schmollte zwar ein wenig, da sie nun immer allein spazieren gehen müsse, ging aber doch auf Evas Vorschlag ein, in der Restauration Halensee mit ihr zusammenzutreffen.

Es war herrliches Wetter, die Sonne mild und wärmend, Bäume und Sträucher schon in zartem Grün prangend; die Straßen frisch und rein, als hätten sie Frühjahrstoilette gemacht, ein geheimnisvoller Duft rings-um von sprossenden Blüten.

Eva schnupperte freudig mit der kleinen Nase, die sie dem milden Lüftchen entgegenstreckte. Bald hatte sie Halensee hinter sich und befand sich im Grunewald. Der Uebermut machte sie so kühn, daß sie wie ein Wirbelwind dahinsauste. Ueber Stock und Stein und harte Erd-furchen stürmte sie tollkühn mitten unter die Bäume hinein und — lag plötzlich mit lautem Krach am Boden.

Mit Aechzen wälzte sie sich unter dem Rad hervor und legte sich erschöpft in das Gras. Verletzt hatte sie sich glücklicherweise nicht, nur das Knie that ihr ein bißchen weh, da hatte es einen tüchtigen Anprall gegeben.

„Kann ich Ihnen nicht helfen, Fräulein?“ sagte plötz-lich eine Stimme hinter ihr.

Entsetzt drehte sie den Kopf — ein junger Mann stand da, der ihren Purzelbaum vom Rade jedenfalls gesehen hatte. Was würde Mama sagen! Die Thränen schossen ihr in die Augen, als sie in tödlichster Verlegenheit ihren Anzug in Ordnung brachte.

„Gestatten Sie, Fräulein, daß ich Ihr Rad unter-suche?“ ließ sich der Herr nun mit ernster Stimme ver-nehmen. „Ich habe Sie nämlich stürzen sehen und eilte hinterher, um Ihnen beizustehen.“

„Sehr freundlich,“ sagte Eva mechanisch, ohne recht zu wissen, was sie sprach oder that, und machte sich daran, ihr Rad in Ordnung zu bringen. Der fremde

Herr half ihr mit kundiger Hand, aber sie wagte nicht, ihn anzusehen. Nur daß auch er im Sportsanzug war, hatte sie mit einem scheuen Streifblick bemerkt.

Die Reparatur des Rades gelang nicht, wenigstens behauptete der freundliche Helfer, es würde nach wenigen Metern abermals zusammenbrechen. Wenn das gnädige Fräulein gestatte, begleite er sie bis nach Halensee, wo sie sich dann eine Droschke nehmen könne.

„Mama wartet in dem Restaurant Halensee," sagte Eva und hob die langen Wimpern zum erstenmal zu ihm auf. Aber gleich senkte sie sie wieder errötend. Ach, war der schön!

Der junge Mann schien die Bemerkung des Fräuleins für Zustimmung zu halten, denn er faßte ohne weitere Worte sein Rad mit der linken, das ihre mit der rechten Hand und trabte davon.

Eva mußte sich beeilen, um mitzukommen. Ach, ist der schön! dachte sie wieder und verglich ihn im Geist mit den ihr bekannten jungen Herren. Es war eigentlich das erste Mal, daß sie so mit einem jungen Manne allein war. Aber viel Unrechtes konnte dabei nicht sein, um so weniger, als er sich offenbar nicht viel aus jungen Mädchen machte. Er würde sonst nicht so schnell gelaufen sein und auch ein Wort geredet haben.

Als hätte er diese Gedanken erraten, blieb der junge Mann plötzlich stehen und musterte sie lächelnd.

„Warum blinzeln Sie mich denn immer so von der Seite an? Fürchten Sie sich vor mir? Wenn man so kühn in den Wald hineinradelt, hat man doch Mut. Nun also, was bedeutet das?" Er lehnte beide Räder an einen Baum und sich selbst dazwischen, als sollte nun eine längere Unterhaltung beginnen.

„Sie haben was von einem Vogel auf Ihrem Haar," lächelte Eva, von seiner mutwilligen Art angesteckt.

Es war in der That so, und der junge Mann schien sich über die Maßen darüber zu ärgern. Wie verzweifelt rieb und riß er an den kurzgeschnittenen Borsten, um jede Spur des Vogelandenkens zu beseitigen.

Er schien die Anwesenheit des jungen Mädchens zu vergessen, begann sich regelrecht zu bürsten und zu kämmen und holte schließlich einen ziemlich großen Spiegel aus der Brusttasche, um zu sehen, ob das Werk gelungen sei.

„Solch unreinliche Sachen können mich furchtbar ärgern,“ sagte er entschuldigend, als er das erstaunte Lächeln seiner Begleiterin bemerkte. „Jede Unordnung und Unsauberkeit ist mir ein Greuel.“

„Mir auch,“ versicherte Eva treuherzig, aber nichts weniger als der Wahrheit entsprechend, und schaute an ihrem netten Figürchen hinunter, ob nichts an dem neuen Anzug sie Lügen strafe.

Der junge Herr warf ihr einen wohlwollenden Blick zu. Adrett von oben bis unten. Das hatte ihm gleich so gut gefallen. Die ganze hübsche Kleine, wie aus dem Ei gepellt.

Als wären sie schon alte Bekannte, sagte er vergnügt: „Nu wollen wir wieder losgondeln, was?“

„Ja,“ antwortete sie, und dabei strahlten sich die zwei Paar Augen lachend an.

In bester Stimmung ging es nun wieder vorwärts. Geschickt wußte der junge Mann Eva zum Reden und durch seine Neckereien zum Lachen zu bringen. Schließlich zwitscherte sie mit den Vögeln um die Wette und behauptete, sie bekäme einen Kinnbackenkrampf, wenn er nicht aufhöre.

Sie waren nun beinahe in Halensee, wo sie sich trennen sollten. Der junge Mann wurde wieder ernst, und Eva fand, daß, wenn er nicht lachte, er sehr streng und böse aussah mit seiner geraden Nase und dem schmalen Mund.

Kurz vor Halensee entschuldigte er sich, daß er sich ihr noch nicht vorgestellt habe. Unter Radfahrern sei das nicht üblich. Da sie aber nun zu Fuß gingen, wolle er es nachholen. Er hieße Leopold Flaat und sei . . . sie solle einmal raten, was er sei.

„Amtsrichter?“ fragte sie.

„Warum?“

„Oder Staatsanwalt?“

„Oho! Jetzt fehlt nur noch der Scharfrichter,“ lachte Herr Flaat. „Sehe ich denn so grimmig aus?“

Eva nickte, daß die braunen Zöpfe flogen. Dann stellte auch sie sich hocherrötend vor, als Eva Denoir, wobei das schlaue Evchen nach dem Beispiel der Mama recht deutlich das „de“ betonte.

An dem mit frischem Laubgrün umrankten Eingang in das Restaurant blieb Eva stehen und griff nach ihrem Rade. Nach ihrer Meinung mußte er sich nun verabschieden. Verlegen stammelte sie ein paar Dankesworte, aber Herr Flaat unterbrach sie sofort. Das hätte noch Zeit, erst müsse er sie gesund und heil bei der Mutter abliefern. Und außerdem hätte er selbst einen fabelhaften Durst.

Evchen wurde es ein bißchen bang ums Herz. Es war gewiß unpassend, so mit einem jungen Manne bei der Mutter anzukommen. Und am Ende hatte diese gar den alten seidenen Regenmantel mit dem großen Fettfleck an. Oder schon die belegten Butterbrote aus dem Zeitungspapier herausgenommen.

Trotz dieser Aengste folgte Eva gehorsam dem herrischen jungen Mann, der mit großen Schritten zum Radstand eilte, die Räder ankettete und dann sagte: „So, nun wollen wir mal Muttern suchen.“

Schon von weitem sah die Frau Sekretär das Paar. Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es sie. Ha, endlich!

Eva hatte eine Eroberung gemacht. Sie zog ihr kleines Gesicht in vornehme Länge. Nun galt es zu imponieren. Befremdetes Erstaunen entsprach der Situation am besten.

Unter den schmetternden Trompetenklängen einer kleinen Musikkapelle, welche inmitten des Gartens saß, fand die Begrüßung statt. Eva stotterte hocherrötend etwas von zerbrochenem Rad und freundlicher Hilfe, während Leopold Flaat sich als Bankbeamter vorstellte.

Frau Denoir lächelte huldvoll mit ganz klein zusammengezogenem Mündchen und gestattete mit gnädiger Herablassung, daß der Herr an ihrem Tisch Platz nehme.

Anfangs saßen sich alle drei etwas steif gegenüber, und die Unterhaltung beschränkte sich auf die üblichen Wetterphrasen und das Theater. Dann aber wollte sich Frau Denoir in ihrem vollen Glanze zeigen. Ihr sprunghafter, lebhafter Geist machte sie zu einer amüsanten Gesellschafterin. Sie gebrauchte ihren Witz allerdings hauptsächlich dazu, sich über die Vorübergehenden lustig zu machen, warf aber auch Herrn Flaat hie und da eine liebenswürdige Neckerei zu, die dieser ebenso erwiderte.

Etwa eine halbe Stunde saßen sie so beisammen, Eva ziemlich schweigsam und innerlich verzweifelt, weil ihr so gar nichts Geistreiches einfallen wollte. Die Augensprache war allerdings beredter.

Als er sein Bier getrunken, empfahl sich Herr Flaat. Er wolle die Damen nicht länger stören. Das sei durchaus nicht der Fall, erwiderte Frau Denoir, und es würde sie freuen, wenn er ihnen einmal in ihrer Wohnung das Vergnügen mache. Rankestraße 17. Eva verstärkte diese Einladung, indem sie ihre langen Wimpern hob und ihn hold anlächelte.

Beim Heimweg, den die beiden Frauen bald antraten machte die angeregte Mama bereits Pläne und baute nach alter, lieber Gewohnheit die herrlichsten Luftschlösser. Der

neue Bekannte war bereits Bankdirektor, und Eva, seine Gattin, saß in einer mit zwei feurigen Pferden bespannten Equipage.

Evchen lächelte zu diesen Phantasien ihrer Mutter etwas verlegen, aber hoffnungsfroh.

2.

Die Sonne strahlte am Nachmittag des nächsten Tages so warm ins Zimmer, daß Frau Friederike Denoir die warme Decke von der Chaiselongue, auf welcher sie sich dehnte, hinuntergleiten ließ. Dann versenkte sie sich in den Anblick ihrer kleinen Hände mit den gut gepflegten Nägeln. Eben hatte sie in dem Romane, der auf ihrem Schoße lag, von den schönen Fingern einer russischen Fürstin gelesen und von den herrlichen Diamanten, die daran blitzten. Die kleine Dame pflegte in der Leihbibliothek, in welcher sie ständig abonniert war, meist nur Romane auszusuchen, die in der feineren Welt spielten. Das entsprach ihrem Geschmack. Sie träumte sich dann oft ganz und gar in diese vornehme Gesellschaft hinein und besprach mit Eva, die ebenso wie ihre Mutter die dicken Bände verschlang, wie herrlich es wäre, wenn sie plötzlich durch das große Los oder eine Heirat auch unter diese beneidenswerten Menschen versetzt würden.

Ja, reiche Leute hatten es gut. Wenn sie doch nur den schönen Pelz, einen echten Blaufuchs, von der Fürstin gehabt hätte! Aber nein, sie besaß nichts, keine Diamanten, kein Hausgewand aus duftenden Spitzen und raschelnder Seide, keine Equipage, keinen Diener — ach, es war zu schrecklich!

Ein verächtlicher Blick streifte ihren alten Schlafrock aus Wolle, der von Schmutz und Flecken aller Art starrte, und dessen Aermel am Ellenbogen Löcher aufwiesen. Dann schob sie ihren Fuß, von welchem der Pantoffel herab-

gefallen war, etwas vor und betrachtete tiefsinnig die niedliche Zehe, die neugierig aus dem Strumpf herausguckte.

Freilich, goldgestickte Saffianpantöffelchen hätten auch besser auf ihren Fuß gepaßt als die ausgetretenen Filzlatschen. Sie seufzte so tief, daß Eva, die zusammengekauert auf dem Staatssofa geschlafen hatte, erschreckt zusammenfuhr.

„Was ist denn, Mama?“ rief sie aufspringend.

Frau Denoir hatte ihren Gedankengang aber bereits wieder gewechselt. „Morgen ist Ziehung, Eva,“ sagte sie träumerisch. „Wenn man den letzten Gewinn hat, bekommt man die Prämie von dreimalhunderttausend Mark dazu. Acht Tage nach der Ziehung kann das Geld bereits erhoben werden. Wir würden uns dann bei Gerson erst ganz neu ausstatten, ehe wir nach dem Süden reisten. Ach Gott, Kind, wenn das dein Vater noch erlebt hätte!“

„Aber Mama,“ wandte Eva pessimistisch ein, „das ist doch sehr unwahrscheinlich.“

„Bei gewöhnlichen Lotterien, ja, aber hier bei dieser sind ganz andere Chancen. Das Los kostet ja auch zehn Mark,“ beharrte die Mutter. „Ich habe diesen Monat die Bäckerrechnung nicht bezahlt, damit wir es kaufen konnten. Es ist doch undenkbar, daß man gar nichts gewinnt.“

„Na, mir wär's lieber, ich hätte jetzt Kaffee,“ sagte die ewig hungrige Eva.

Frau Denoir, die selbst ein gelindes Kribbeln im Magen verspürte, sprang, zur Wirklichkeit zurückkehrend, erfreut auf.

„Da hast du recht, Eva, zünde nur gleich den Spiritus an. Die Kartoffelsuppe reicht immer nicht weit, man bekommt gleich wieder Hunger darauf.“

Die Damen ließen sich, als der Kaffee gebraut war,

behaglich am Tische nieder. Wenn sie so unter sich waren, schienen ihre Ansprüche an Komfort nicht besonders groß zu sein. Das Gedeck machte einen recht wenig appetitlichen Eindruck, die Serviette, die auf die rote Plüschdecke gebreitet war, hatte, nach den vielen Kaffeeflecken zu urteilen, schon oft dem gleichen Zweck gedient. Der Kaffee und die Milch befanden sich in irdenen braunen Töpfen, der Zucker in einer blauen Papiertüte; ein Restchen Butter trieb sich auf einem Teller herum, an welchem ein Stück abgebrochen war; nur der Honig, noch vom letzten Jourfix übrig, befand sich in einer hübschen Krystallschale.

Mutter und Tochter aßen aber trotz alledem mit beneidenswertem Appetit eine dicke Scheibe nach der anderen. Es ging bereits gegen Ende des Monats, und die Fleischportionen beim Mittagessen beschränkten sich schon seit Tagen auf etwas Wurst, die in die Brot- oder Kartoffelsuppe gethan wurde. Milch, Butter und Brot hatte man aber genügend, weil Bäcker und Kaufmann borgten. Gar zu gern hätte Frau Denoir das Essen ganz abgeschafft, um mehr Geld für Toiletten und Einladungen übrig zu haben.

Eva wollte eben aufstehen, als durch den schmetternden Gesang ihres Kanarienvogels ein schrilles Läuten tönte. Wie erstarrt blieben beide sitzen und lauschten.

„Pst, rühre dich nicht,“ flüsterte Frau Denoir, „das ist *er*!“

„Dann muß er aber wieder fort, Mama,“ zischelte Eva und machte mit dem Arm eine bezeichnende Bewegung auf das Chaos im Zimmer.

Auf den Zehenspitzen, die Arme wie zwei Windmühlenflügel ausgestreckt, um sich im Gleichgewicht zu halten, glitt Frau Denoir in das Schlafzimmer, von da in ein kleines Kämmerchen, von wo aus sie unbemerkt den Draußenstehenden betrachten konnte.

„Der Scherenschleifer! Nein, so 'ne Unverschämtheit! — Brauche nichts!“ schrie sie grob hinaus.

In das Zimmer zurückgekehrt, sagte Frau Friederike pathetisch zu Eva: „Siehst du, liebes Kind, das kommt von deiner Nachlässigkeit. Wenn er es nun gewesen wäre! Die Männer sind so eigentümlich, so pedantisch. Papa war darin auch so kleinlich. Wären wir reich, käme es allerdings nicht darauf an, dann hätte ich mein Empfangszimmer, aber so —“

„Dann wollen wir lieber jetzt immer im Schlafzimmer essen,“ meinte Eva.

„Die Idee ist nicht übel,“ bestätigte Frau Denoir wohlwollend, „oder in der Küche. Es hätte mich ja gewundert, wenn es dein Bankbeamter schon gewesen wäre. Gleich am ersten Tag nach der Bekanntschaft Besuch machen, ist nicht fein, weißt du. Und nun beeile dich, mein Kind, und räume das Zimmer auf. Sieh doch nur, dort sind noch zwei Bierflaschen von gestern, und meine schmutzigen Stiefel hast du auch noch nicht unter dem Sofa hervorgeholt. Nimm einen Regenschirm dazu, mein Kind, und mache überhaupt alles recht hübsch. Man kann nie wissen!“

3.

„Furchtbar komisch!“ sagte Herr Flaat zu sich selbst, als er zwei Tage später von Denoirs herunterkam. „Furchtbar komisch, daß ich da am Sonntagvormittag im Bratenrock Besuch mache. Ich, dem nichts so zuwider ist als Familiensimpelei. Und die Sache hat ja nicht mal 'nen Zweck. Ein Techtelmechtel ist ganz ausgeschlossen, die Mutter paßt scharf auf. Und heiraten will ich doch nicht. Sind übrigens offenbar feine, anständige Leute, und die Kleine ist bildhübsch. Wirklich, ein reizender Käfer. Die Alte scheint sie auch ausgezeichnet erzogen zu haben, wenn es wahr ist, daß sie

wirklich so gut kochen kann und den ganzen Haushalt allein führt. Alle Achtung! Mit so 'ner tüchtigen, kleinen Frau würde ich allerdings nicht viel mehr brauchen wie als Junggeselle, vielleicht sogar noch weniger."

Herr Flaat konnte sich in der nächsten Zeit nicht enthalten, Abend für Abend durch die Rankestraße zu radeln und durch das Hinaufblicken in den vierten Stock Nummer 17 sich in arge Lebensgefahr zu bringen. Hatten dies nun die Damen bemerkt oder war es wirklich Zufall, daß Eva eines Abends unter der Thür ihres Hauses stand? Natürlich sprang Herr Flaat sofort ab, um sie zu begrüßen. Freudestrahlend, wie zwei Freunde, die sich lange nicht gesehen, schauten sie sich in die Augen und drückten sich die Hände. Eva sah wieder allerliebst aus. Einfach patent, dachte sich Herr Flaat. Er bat sie, ein bißchen mit ihm auf und ab zu gehen, aber Eva schüttelte ernsthaft das Köpfchen. Sie hatte nur einen Brief in den Kasten geworfen und mußte gleich wieder hinauf. Sie machte einen Knicks und sagte unter starkem Erröten: „Aber Mama würde sich gewiß sehr freuen, wenn Sie mit hinaufkämen."

Herr Flaat ließ sich das nicht zweimal sagen. Vergnügt lief er, nachdem er sein Rad untergebracht, hinter der schnellfüßigen Eva die Treppe hinauf. Dabei vergaß er seine Zurückhaltung so weit, sich an einem ihrer langen Zöpfe festzuhalten, so daß sie unter fröhlichem Lachen bei Frau Denoir ankamen.

Diese warf ihrer Tochter einen triumphierenden Blick zu.

Als Herr Flaat einige Stunden später nach Hause fuhr, schwärmte er zum strahlenden Mond und dem blitzenden Sternenhimmel hinauf und hätte am liebsten laut aufgejauchzt. Diese Symptome konnte er nicht verkennen, er war verliebt, thatsächlich rettungslos verliebt.

— — — — — — — — — — — —

Die Zeit verstrich, und Frau Denoir wurde ungeduldig. So weit war sie ja ihrer Sache sicher. Sie hatte die baldige Verlobung schon allen ihren bekannten Damen als eine bestimmte Thatsache mitgeteilt. Sie begriff nur nicht, weshalb der junge Mann so lange zögerte, warum er Woche um Woche vergehen ließ, ohne sich zu erklären. Da kam er nun jeden Sonntag in die Rankestraße und seit neuester Zeit sogar jeden zweiten, dritten Tag in der Woche. Er brachte Blumen und Süßigkeiten mit, lud die Damen zu Ausflügen und Theater ein, oft stand er mit Eva am Fenster und flüsterte. Aber er erklärte sich nicht.

Eva strahlte und wurde täglich schöner. Manchmal küßte sie ihre Mutter stürmisch und wirbelte mit ihr in der Stube herum vor lauter innerer Glückseligkeit. Sie war ganz getaucht in Liebe, echte, rechte Liebe.

Frau Friederike ließ sie auch jetzt gewähren, trotzdem es ihr allmählich recht schwer wurde, den Haushalt auf dem ständigen Besuchsfuß zu halten. Niemals waren die Damen jetzt vor plötzlicher Ueberraschung sicher. Die Frau Sekretär hatte zwar den künftigen Schwiegersohn gebeten, sich immer vorher anzumelden, aber der selbstherrliche junge Mann hatte das ganz überhört. Einmal war er sogar mittags gekommen und hätte sie beinahe in die größte Verlegenheit gebracht. Glücklicherweise hatte Frau Denoir nicht geöffnet, sonst wäre es eine schöne Blamage geworden. Im Salon hatte es entsetzlich ausgesehen, noch vom Abend vorher, und unfrisiert waren sie beide noch gewesen.

Eva hatte ihm durchaus öffnen wollen. Ihr war alles nebensächlich und gleichgültig, was nicht direkt mit ihrer Liebe zusammenhing.

Allerdings machte sie sich immer hübsch, wenn es Abend wurde, aber sonst war sie jetzt noch nachlässiger als früher und — es war nicht zu leugnen — entsetzlich faul.

Die Mutter that ja ihr möglichstes, um den Schein des geordneten, wohlhabenden Haushalts vor dem Bewerber aufrecht zu erhalten, aber, wie gesagt, es wurde ihr immer schwerer. Evchen hätte unbedingt einige neue Sachen gebraucht. Man nahm die Stoffe zwar auf Borg, aber die Schneiderin mußte bezahlt werden und noch vieles andere.

Da raffte sich eines Tages die bedrängte Mutter auf und machte sich auf den Weg in die Schönhauser Allee zu ihrem Onkel Lungerle, dem Bruder ihres Vaters, um in Anbetracht der glänzenden Aussichten um etwas Zuschuß zu bitten. Er würde sich natürlich wundern, wenn sie kam, war doch weder Neujahr noch sein Geburtstag. Sie verwöhnte den alten Herrn nicht mit Besuchen und kam meist nur zu ihm, wenn sie etwas von ihm wollte. Auch heute hätte sie sich die Visite lieber erspart, aber es mußte nun einmal sein.

Die Straßenbahn hielt. Endlich, nach fast dreiviertel Stunden war sie beinahe am Ziele. Jetzt noch eine lange Straße zu Fuß hinunter, zwei Treppen hinauf, und sie stand vor dem kleinen Messingschild.

Peter Lungerle, Schneidermeister.

„Natürlich,“ murmelte sie, „damit es nur gleich jeder weiß. Schneidermeister! Und dabei ist er seit einer Ewigkeit Rentier.“

Frau Friederike hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen das angestammte Handwerk ihrer Vorfahren. Nie erzählte sie ihren Bekannten von dem alten Onkel in der Schönhauser Allee, trotzdem er es war, von dem sie die „Einkünfte“, mit welchen sie so gerne prahlte, bezog.

Dreißig Mark jeden Monat hatte der alte Herr der verwitweten Tochter seines verstorbenen Bruders bewilligt. Es war ihm nichts anderes übrig geblieben. Die gute Dame hatte ihn zu jener Zeit so mit Briefen und Be-

suchen überflutet, daß er, nur um endlich Ruhe vor ihr zu haben, das Geld hergab. Er mochte seine Nichte nicht besonders leiden. Ihren Mann, der ihm viel sympathischer gewesen war, hatte er seiner Wahl wegen stets bedauert. Er nannte sie bei sich nur die „überspannte Schraube".

Sein Willkommgruß klang denn auch heute, als Frau Denoir eintrat, nicht sehr ermutigend.

„Nanu, Rike," meinte er gedehnt, „wat verschafft mich die hohe Ehre, die Frau Intendantursekretärin in meinem ordinären Haus zu sehen? Biste jepfändet worden, oder hat dir dein Hauswirt rausjeschmissen? Jeld jiebt's hier nich schon wieder zu holen."

Nach dieser liebevollen Anrede sank er in den großen Lehnstuhl zurück und zog den alten Pelz enger um sich.

Frau Denoir seufzte tief, dann sagte sie entschlossen: „Eva hat einen Bewerber. Er ist schön, reich, vornehm, Bankbeamter mit hohem Gehalt. Wenn es so weit ist —"

„Verheiraten willste se?" unterbrach der ehemalige Schneidermeister sie unwirsch. „Jott steh mir bei! So 'n Kind! Ist nichts, hat nichts und kann nichts. Was soll denn einer mit dem Flittchen anfangen?"

Frau Denoir kniff die Lippen zusammen. „Sie lieben sich," sagte sie kurz, „und werden sich heiraten."

„Hat er schon um sie anjehalten?" fragte Lungerle.

„Das ist doch Nebensache," warf Frau Denoir verächtlich hin. „Das wird schon kommen. Da ist die Frage der Ausstattung viel wichtiger."

„He, he, he!" meckerte Herr Lungerle, sagte aber sonst nichts.

Dieses Lachen machte die Frau Sekretär heiß erröten. Taktlos, so ein Schneider! Aber sich nur nicht einschüchtern lassen! Mit großer Zungenfertigkeit suchte sie den Alten zu überzeugen. Ein großes Glück sei diese

Heiratsaussicht für Eva. Die Verwandten hätten die Pflicht, dem verwaisten Kinde zu seinem Glücke zu verhelfen.

„He, he, he," meckerte Herr Lungerle, „die Verwandten — det bin ick."

Frau Denoirs Nerven begannen zu kribbeln. Dem Alten war sie nicht gewachsen. Sie erhob sich entrüstet. Für jetzt konnte es ja auch genügen, die Bresche war geschossen.

Herr Lungerle nahm die dargebotene Hand und streichelte sie.

„Na, Rike, willst du mich nich länger die Ehre schenken? Du bist doch nur jekommen, um 'nem alten Mann Jesellschaft zu leisten, nich wahr? Na, sei man jut. Wenn dein reicher Bankbeamter glücklich rinjefallen is und so 'ne feine Dame wie dir zur Schwiegermama hat, denn werd' ich ihm zum Trost ooch een hübsches Hochzeitsjeschenk spendieren."

Und du mußt doch dran glauben, dachte Frau Denoir, als sie aufatmend die Treppe hinabstieg. Und zwar schon bald! —

Den Sonntag darauf, als die Damen Denoir mit Herrn Flaat eben von einem Frühkonzert zurückgekommen waren, läutete es. In der Meinung, eine Freundin wolle ihr einen Sonntagsbesuch machen, öffnete Frau Denoir. Da stand Onkel Lungerle leibhaftig vor ihr und schaute ihr schadenfroh in das erblaßte Gesicht.

„Na, Rike, man keenen Schlaganfall! Du freust dir doch jewiß mächtig über meinen Besuch?"

Dabei schob sich der Alte in den Korridor und betrat den offenen Salon.

„Donnerwetter, hier sieht's ja ordentlich fein aus! Det is bei dir ja janz was Neues!"

Herr Flaat erhob sich und betrachtete erstaunt den seltsamen Besucher.

Lungerle musterte auch ihn und sagte dann, sich vorstellend, mit einer Grimasse: „Schneidermeister Lungerle!“

Frau Denoir zitterte. Nachdem sie Herrn Leopold Flaat, Beamten an der Reichsbank, vorgestellt hatte, bemühte sie sich ängstlich, den Onkel abzuhalten, sich in Erinnerungen zu ergehen, wozu er große Lust zeigte.

Mit Eva sprach er aber gütig und meinte es wohl nicht so böse, als er zu ihr sagte: „Siehst ja heut sehr proper aus und warst doch früher so 'ne kleine Schlampe.“ Und dann auf Flaat blinzelnd: „Kannst du denn jetzt nu kochen? Ja? Is es aber auch wahr? Von wem haste denn das gelernt — von Muttern doch nich?“

Frau Friederike verwünschte innerlich ihren Besuch. Dieses Ungeheuer von einem Schneider! dachte sie und sank immer mehr in sich zusammen. Ging er denn immer noch nicht?

Nein, der zärtliche Verwandte ging nicht, erklärte vielmehr lakonisch, über Mittag bei seiner Nichte bleiben zu wollen, und lud ungeniert auch Herrn Flaat zu Tisch ein. Dieser aber erklärte, er sei leider bereits eingeladen, stand auf und verabschiedete sich mit recht ernster und nachdenklicher Miene.

Nach seinem Weggehen flossen reichliche Thränen im Hause Denoir. Eva weinte, weil man ihr den schönen Sonntag verdorben hatte, denn Leopold hatte kein Wort von dem beabsichtigten Nachmittagsausflug mehr gesagt und würde heute wohl nicht wiederkommen.

Frau Friederike weinte, weil der Onkel ihr allerlei bittere Wahrheiten zu schmecken gab, und weil sie diesem elenden Schneider der „Einkünfte“ wegen nicht die Augen auskratzen oder ihn wenigstens nach Herzenslust schimpfen durfte.

Nur Lungerle weinte nicht, er schmunzelte sogar. So gut hatte er sich lange nicht amüsiert. Gewöhnlich plagte

ihn die Langeweile fast noch mehr als das Zipperlein. Und diese überspannte Rike ein bißchen aufzuziehen, das war schon den weiten Weg und sogar noch mehr wert.

Aber er hatte kein schlechtes Herz, der Onkel Lungerle. Nachdem er seine Verwandten in eine so üble Sonntagsstimmung versetzt hatte, legte er ihnen auch wieder Balsam auf die geschlagenen Wunden.

„Eva," sagte er beim Abschied und holte sein großes Portefeuille aus der inneren Rocktasche, „nu hab' ich ihn also jesehen, deinen Liebsten. Scheint mir ein jediegener Mensch zu sein. Wenn es so weit is, un ihr schickt mir eene Verlobungsanzeige, so will ich deinem Vatern und Großvatern zuliebe mit die Aussteuer nich knausern. Aber deine Mutter kriegt det Jeld nich in die Finger. — Un hier, Rike, hast de fünfzig Mark von dem schäbichten Schneider. Bezahl deine Schulden damit. Heul nu nich länger und bessere dir. Adieu."

4.

Am Montagabend spähte Eva umsonst nach dem Geliebten. Das kleine sehnsüchtige Herzchen war ihr so schwer.

Sie wartete umsonst heute und auch den nächsten Tag.

Herr Leopold Flaat übte Selbstbeherrschung. Er wollte ausprobieren, ob er nach der Rankestraße mußte, obwohl er nicht wollte.

Seit dem Sonntag war er in einer seltsamen Stimmung. Dieser Onkel Lungerle gab ihm zu denken. Was waren das für merkwürdige Andeutungen gewesen? Er hatte ein unheimliches Gefühl, wie einer, der die Falle ahnt, die für ihn aufgestellt ist, eine Empfindung, welche hartgesottene Junggesellen ohnehin leicht im Umgang mit Familientöchtern befällt. Sie wollen nicht gekapert werden durch falsche Vorspiegelungen.

Herr Flaat war sich immer als das Urbild eines verständigen, korrekten jungen Mannes erschienen. Und nun hatte er sich in ein junges Mädchen verliebt, obwohl sie die von ihm vorgesehene Mitgift offenbar nicht besaß — sich sogar gründlich in sie verliebt! Mit reellen Absichten! Aber sie war ja schön, liebenswürdig, fleißig, wirtschaftlich, ordentlich. Das ließ schon den Mangel einer Mitgift übersehen, und vorgestern mittag noch war er vollkommen zufrieden mit sich und seinen Zukunftsplänen gewesen.

Nun aber hatte sein Selbstbewußtsein einen argen Stoß erlitten. Trotz der größten Hochachtung vor seinem Verstand war er in der unangenehmen Lage, sich einen voreiligen Esel nennen zu müssen. Es schien ihm, als habe er das Dichterwort: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet,“ nicht genügend beherzigt. Die boshaften Bemerkungen des alten Onkels, die doch unmöglich ganz aus der Luft gegriffen sein konnten, tönten ihm heute noch in den Ohren.

Die ganze Nacht hatte er nachgesonnen, und als er morgens aufstand, war aus dem feurigen Liebhaber bereits ein strenger Richter geworden. Anführen ließ sich Herr Leopold Flaat denn doch nicht so leicht.

Eine unordentliche Frau! Ein Wesen in seiner nächsten Umgebung, das nachlässig und unsauber war! Mit aller Energie mußte er dahinter kommen. In der schlaflosen Nacht hatte der pedantische Romeo genügend Zeit gefunden, alle Stunden, die er mit der Geliebten zugebracht, noch einmal zu durchleben. Die Schuldbeweise hatten sich dabei in erschreckender Zahl gehäuft. Kleine, harmlose Vorkommnisse, damals kaum beachtet, tauchten nun anklagend auf.

Da war ein Loch im Strumpfe, als beim Spiel mit der Katze das reizende Pantöffelchen herunterfiel. Da

hatte auf der Straße ein Mädchen Eva auf einen abgerissenen Besatz aufmerksam gemacht. Da hatte, als er eines Abends dablieb, seine Serviette ein Loch. Nur ein kleines, aber es war ein Loch. Dann hatte er eines Tages im Spaß einen Blick in die Küche werfen wollen. Mit welch angsterfüllten, entsetzten Augen hatte ihn Eva abgewehrt! Warum dies? In seinem Elternhause war die Küche stets wie ein Schmuckkästchen gewesen.

Dann — warum mußte er, wenn sie ihn nicht erwarteten, immer beinahe eine Viertelstunde auf dem Vorflur stehen, ehe man ihn hereinließ?

Mit der tiefen Befriedigung eines Staatsanwaltes sammelte er so die Schuldbeweise. Dazwischen aber kämpfte er verzweifelt gegen ein schmerzliches Herzweh, eine glühende Sehnsucht nach dem süßen Gesichtchen mit den zärtlichen braunen Augen an. Aber trotz dieser Empfindung — eine schlechte Hausfrau war ihm als seine Gattin undenkbar, denn an die fromme Sage, daß der Ehemann das unerzogene Weibchen sich schon zurechtstutzen könne, glaubte er nicht.

Der Begriff Frau war für ihn identisch mit Hausmütterlichkeit, Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Fleiß. Er dachte dabei an seine verstorbene Mutter, die das Ideal einer deutschen Hausfrau gewesen war. Und so hatte er sich auch seine Ehe vorgestellt: ein Weibchen, wie aus dem Ei gepellt, eine stets geordnete Wohnung, alles wie am Schnürchen gehend, lautlos, ohne daß man die Maschine hörte. So war er es gewöhnt von seiner Kindheit her, so sollte es auch in der Zukunft sein.

Herr Leopold Flaat war ein Pedant, aber ein sehr verliebter Pedant. Er probierte drei Tage, ob er Eva nicht schlankweg vergessen könne, da sein Vertrauen in ihre Vollkommenheit nun doch einmal erschüttert war. Aber schon am Mittwochmorgen war die Sehnsucht so groß

in ihm, daß er sich wie ein Verbrecher vorkam, der dem armen Kind seit Tagen bitteres Unrecht gethan hatte. Und so eilte er schon am Mittag sofort nach Bureauschluß im Geschwindschritt zu den Denoirs. Sehen mußte er seine süße, liebe, kleine Eva auf jeden Fall!

Als er die vier Treppen hinaufgestiegen war, fand er die Flurthür offen. Aus der Küche klang die zeternde Stimme Frau Denoirs, die mit dem Mann, der eben Kohlen brachte, stritt. In der Hoffnung, Eva allein im Zimmer zu finden, öffnete er rasch nach nur flüchtigem Klopfen die Salonthür und trat ein.

Es war niemand in dem Raum. Aber auf dem Tisch stand das gebrauchte Geschirr vom Mittagsmahl. Herrn Flaats Augen öffneten sich weit vor Entsetzen.

Also so speisten die Damen, wenn sie unter sich waren!

O Eva! Eva!

Die Schlafzimmerthür stand offen. Herr Flaat räusperte sich laut. Aber nichts rührte sich. Da trat er näher an die offene Thür. Großer Gott! Wie sah es da aus um ein Uhr mittags! Die Betten noch ungemacht, ein Chaos von Kleidern, Schuhen, Kämmen. —

Er wendete sich ab. Nicht aus Diskretion, wie man es eigentlich von einem so wohlerzogenen jungen Mann erwarten durfte, nein, aus einem Gefühl von geradezu physischem Schmerz. Das hatte er nicht für möglich gehalten. Er war ganz geknickt. Es würgte etwas in seiner Kehle. Ja, weinen hätte er mögen vor Zorn und Weh.

Draußen hörte man jetzt den Mann gehen. Dann kamen die Damen herein, starrten ihn wie einen Geist an, und Eva sprang mit einem Entsetzensschrei in das Schlafzimmer.

Leider hatte er sie bereits genau gesehen. Dieser

schlampige Irrwisch mit dem ungekämmten Haar und der zerrissenen, schmutzigen Jacke war wirklich nicht das „aus dem Ei gepellte Weibchen" seiner Träume.

Die Frau Sekretär faßte sich schnell und begrüßte den Gast mit strahlender Liebenswürdigkeit, obwohl er sie strafend und finster anschaute. Ihre lebhaften Fragen, warum er seit Sonntag nicht gekommen, beantwortete er kühl und abweisend. Seine Augen hefteten sich währenddem unausgesetzt, mit einem mehr zornigen als schmerzlichen Ausdruck auf die Schlafzimmerthür.

„Fräulein Eva macht wohl von Grund aus Toilette?" fragte er plötzlich und zog seine goldene Uhr heraus.

„Ach, das Kind ist ein bißchen spät aufgestanden. Sie ist eine kleine Langschläferin," lächelte Frau Denoir, während sie in Hast das schmutzige Geschirr und die fleckige Serviette abräumte, auf der sie gespeist hatten.

„So, so!" sagte Herr Flaat ironisch. „Aber so viel Zeit habe ich leider nicht. Bitte, mich also der Fräulein Tochter zu empfehlen. Habe die Ehre!"

Lag es in seiner Stimme oder in seiner Miene — Frau Denoir roch Lunte.

„Eva!" wisperte sie in warnendem Ton und steckte ihren Kopf in die Schlafstube. „Eva, wo bleibst du denn?"

„Wenn ich doch meine Taille nirgends finden kann!" zischelte Evchen. „Und wo hast du denn den Kamm hingelegt?"

Frau Denoir eilte hinein.

Herr Flaat, der alles gehört hatte, lächelte noch ironischer. Mit zwei großen Schritten war er an der Thür, zum Flur hinaus und die Treppe hinunter, als ob es brenne.

Auf der Straße atmete er tief auf. Was hätte er

beinahe angestellt! Gott sei Dank, daß er noch nicht verlobt war!

— — — — — — — — — — — —

Fünf Tage später.

Eva an Herrn Flaat.

„Tausend Grüße von Mama. Sie wundert sich so über Ihr Fortbleiben. Und auch ich!! Sind Sie vielleicht krank oder ist sonst etwas passiert? Heute sind es schon fünf Tage, und jeder Tag ist mir endlos! Es schickt sich vielleicht nicht, daß ich das sage, aber — sind Sie denn böse auf mich? Ich könnte wirklich weinen, so traurig bin ich.

Mit herzlichem Gruß Ihre ergebene

Eva."

— — — — — — — — — — — —

Zehn Tage später.

„Lieber Herr Flaat!

Als ich Sie gestern von weitem in der Tiergartenstraße sah, meinte ich, das Herz müßte mir zerspringen vor Freude. Nun ist alles wieder gut, dachte ich. Und ich konnte es gar nicht fassen, als Sie, ohne mir die Hand zu geben, nur ganz feierlich den Hut zogen. Und dann kein anderes Wort zu mir, als daß Sie wichtige Geschäfte hätten und keine Minute mehr zu einem Besuche erübrigen könnten. Und warum haben Sie „Adieu, armes kleines Ding!" gesagt, ehe Sie davongingen?

Ach, Herr Flaat, das hat mir so weh gethan, und ich habe es gar nicht begreifen können. Noch vor zwölf Tagen, am Abend auf dem Balkon, waren Sie so lieb. Wissen Sie es noch? Da sagten Sie, Sie hätten mich lieb, und ich sei Ihr Evchen, und ich sollte Sie auch lieb haben. Das hat mich so glücklich gemacht. Was habe ich denn seitdem verbrochen, daß Sie so sind? O lieber, lieber Leopold, schreiben Sie mir doch, was ich gethan

habe. Meine Mama ist sehr böse. Sie seien ein Pedant. Aber das ist gewiß nicht wahr. Bitte, bitte, schreiben oder kommen Sie. Ich bin so bestürzt und traurig.

Ihre

Eva."

— — — — — — — — — — — —

Flaat an seine Schwester.

„Liebe Marie!

Hole der Henker alle Heiratspläne! Macht man sie aus pekuniären Rücksichten, so geht es noch; man kann, wenn es einem wieder leid thut, leicht abschnappen. Ist man aber verliebt und merkt dann, daß die Sache nichts ist ... Es ist nämlich nichts mit der Kleinen, von der ich Dir neulich schrieb. Alles, aber nur keine Hausfrau! Sonst ein süßes, herziges Ding, ein bezauberndes Weibchen für die Flitterwochen. Aber wenn dann die Pflichten rufen ... Ich habe keinen leichten Kampf gegen mich selber gekämpft, o nein, den schwersten meines Lebens! Aber ich kenne mich. Wir würden unbedingt unglücklich werden. Ich habe mich erkundigt — es sitzt im Blut. Von der Mutter hat sie's, und das ist nicht auszutreiben.

Es muß also aus sein, und ich will und kann es nun nicht noch einmal versuchen. Ich bringe meinem Prinzip dieses Opfer. Auch ein Junggeselle kann, wenn er alles überwunden hat, glücklich sein. Das arme Ding, in dem ich unglücklicherweise Hoffnungen rege gemacht habe, thut mir leid. Doch läßt es sich nicht ändern. Ein Glück noch für uns beide, daß ich vor der Heirat erkannt habe, wo es fehlt.

Und nun, liebe Schwester, komme ich auf meinen früheren Vorschlag zurück: Komm mit Deiner Tochter zu mir. Fanny ist jetzt dreizehn Jahre alt und wird nun nicht mehr die Unruhe ins Haus bringen, die Du früher befürchtetest. Ich kann merkwürdigerweise das Leben in

möblierten Zimmern nicht mehr ertragen. Ich will ein eigenes Heim haben, und Deine vielseitigen Hausfrauentalente sollen mir das recht unsichere Glück, auf das ich verzichtete, ersetzen. Entscheide Dich bald. Wir sind beide einsam, und Fanny kann einen besseren Unterricht, als er bei euch draußen möglich ist, gut gebrauchen. Ich sehe Deiner Nachricht mit Ungeduld entgegen. Gruß und Kuß von Deinem Bruder

Leopold."

— — — — — — — — — — — —

Frau Denoir war sprachlos. Welch eine Gemeinheit! Die ersten vier Wochen wollte sie es noch nicht glauben trotz Evas blassem, verweintem Gesicht, aber schließlich konnte sie nicht mehr zweifeln. Dieser unverschämte Mensch schnappte kurz vor Thorschluß ab, ohne Rücksicht auf die vielen Abendbrote und Kaffees, die er bei ihr verschlungen. Und welch eine Last war das gewesen! Wie er immer herumglotzte, daß man vor Angst verging, ob auch alles klappte! Einmal bekam er beinahe einen Schüttelfrost, als Eva einen Kaffeefleck auf ihre seidene Krawatte machte. Was war er denn schließlich? Ein Angestellter an der Bank. Und machte Ansprüche wie ein Graf!

In diesem Sinne sprach sich freilich Frau Denoir in ihrem Kränzchen nicht aus. Dort ließ sie vielmehr durchblicken, daß sie dem Herrn, über den sie in letzter Zeit hätte mancherlei munkeln hören, selbst das Haus verboten habe. Als sie dies den Damen ihrer Bekanntschaft überzeugend beigebracht hatte, war sie wieder beruhigt. Schließlich — war's der nicht, so war's ein anderer. Und wahrscheinlich ein besserer.

Mutter und Tochter nahmen nun wieder ihr früheres, altgewohntes Leben auf. Frau Denoir hätte mit der ihr eigenen Elastizität kaum noch an die ins Wasser ge-

fallene Verlobung gedacht, wäre sie nicht immer wieder durch Evas Wesen unliebsam daran erinnert worden. Obwohl nun schon Monate darüber vergangen waren, schien jene die bittere Enttäuschung nicht überwinden zu können. Sie war nicht mehr das heitere, lebenslustige Kind. Traurig und in sich gekehrt schlich sie meistens herum, froh, wenn die Mutter ausging, damit sie ihren trüben Gedanken und schmerzlichen Grübeleien nachhängen konnte.

Und Frau Denoir ging jetzt viel allein aus und machte sorgfältiger Toilette als je. Waren ihr die Heiratsaussichten ihres Töchterchens in den Kopf gestiegen, oder reizten sie die vielen Annoncen, die sie allmorgendlich im Lokalanzeiger las? Jedenfalls hatte sie etwas angebandelt und trug sich, wie Eva wohl bemerkte, mit allerlei geheimnisvollen Plänen.

Eines Tages rückte sie deutlich damit heraus. Sie hatte jemand kennen gelernt, einen Villenbesitzer und Rentier, der sich wahnsinnig in sie verliebt habe. Sie sei noch zu jung, um schon zu versauern, und hätte die Absicht, sich wieder zu verheiraten. Dabei tänzelte sie vor dem Spiegel hin und her und musterte befriedigt ihre in der That noch ganz anmutige Erscheinung.

Eva stand mit offenem Mund erstaunt und erschreckt. Sie fühlte etwas Unheimliches über sich hereinbrechen. Wie in unwillkürlicher Abwehr streckte sie die Hände gegen ihre Mutter aus. Hatte sie den lieben Vater vergessen?

„Aber Mama, du bist doch schon zu alt!“ sagte sie endlich leise.

Frau Denoir lächelte gutmütig. „Kleiner Schafskopf,“ sagte sie, „was du wohl verstehst! Die Männer schätzen Geist und Witz viel mehr als so 'n junges Lärvchen. — Das hast du leider an dir selbst erfahren müssen,“ fügte sie nicht gerade feinfühlig hinzu.

Und sie kümmerte sich auch nicht weiter um den heftigen Widerstand und die Thränen Evas. Das Mädchen hatte gut reden mit ihren neunzehn Jahren. In der Jugend ertrug man die Armut leicht. Sie aber hatte genug an dem jämmerlichen Betteldasein und griff zu, nun sich der Himmel erbarmte und ihr einen zwar alten und etwas grilligen, aber recht wohlhabenden Witwer zuführte. Eine Villa mit acht Zimmern und sichere Consols konnte man nicht so leicht ein andermal erheiraten.

Eva begriff sie trotz dieser Erklärung nicht. Gab es denn eine Ehe ohne die heiße, sehnsüchtige Liebe, welche sie selbst empfand? Und warum wurde die Mutter geheiratet und sie nicht? O, diese Frage war ja ihr quälendster Schmerz. Warum, warum hatte er sie so plötzlich, so grausam verlassen?

Sie fühlte sich nun noch unglücklicher als zuvor. Die Mutter schmollte ein wenig mit ihr und war auch selten zu Hause; die Vorbereitungen zur Hochzeit nahmen sie ganz in Anspruch. So hatte Eva niemand mehr, zu dem sie sich aussprechen konnte.

Eines Tages, als Frau Denoir wieder in aller Frühe davongetänzelt war, hinaus in ihr zukünftiges Heim, entschloß sich Eva, ihrem Großonkel Lungerle einen Besuch zu machen. Mochte er sie verspotten, manchmal hatte er doch ein gütiges Wort für sie. Müde und traurig schlich sie die langen Straßen hinaus, denn von dem Radfahren hatte sie genug.

Als sie bei ihrem Verwandten ankam, ging es richtig gleich in der Tonart los, wie sie gefürchtet hatte. Er fing zu spotten an, lachte über ihr trauriges Gesicht, fragte, wie sie sich nun als sitzengelassene Jungfer fühle, ob sie vielleicht zu zärtlich gewesen sei — kurz, es fiel ein solcher Hagel von Hohn und Spott auf sie, daß sie sofort in leidenschaftliche Thränen ausbrach.

Der alte Lungerle schaute ihr eine ganze Weile mit spöttischem Grinsen zu. Ja, ja, die Liebe! Gott sei Dank, er war schon lange über diesen Blödsinn hinaus. Trotzdem that ihm das Kind leid. Was konnte das Wurm für seine thörichte Mutter?

Als sie sich ausgeweint hatte und ihre Thränen trocknete, zog er sie zu sich heran, strich ihr über das Haar und redete ihr so väterlich zu, daß in Evas Herz ein schon lange nicht mehr empfundener Frieden einzog. Sie beruhigte sich allmählich und wagte sogar, wenn auch ganz schüchtern, von ihrem Kummer über die Heirat der Mutter zu reden, und wie schrecklich sie sich ängstige, in das Haus des Stiefvaters mitzugehen. Sie wisse aber nicht, was sonst anfangen.

„So lerne was!“ sagte darauf der alte Mann streng. „Haste keine Lehre draus jezogen, daß dich dein Verehrer hat laufen lassen, bloß, weil du so 'ne faule Schlampe bist? Keine Hausfrauentugenden hättest du, hat er jesagt.“

„Herr Flaat hat das gesagt?“ stammelte Eva und riß die Augen entsetzt auf.

„Jawoll,“ bestätigte der Schneider, „wie ich ihm mal bejegnet bin, hab' ich ihn jefragt, wat er denn an dir auszusetzen jehabt hätte. Nu, un da rückte er so sachtemente 'raus damit. Na, und recht hat der Mann, recht hat er.“

„Also deshalb!“ flüsterte Eva, während eine glühende Schamröte ihr Gesicht überzog. So schwer hatte er sie für etwas gestraft, was nach ihrer Ansicht doch ganz Nebensache war. Keine Hausfrauentugenden! Ja, was waren denn das für welche? Wenn er da war, hatte sie eben nie an etwas anderes gedacht, als ihm zu gefallen.

Sie war so verwirrt, daß sie kaum hörte, was der alte, lebenserfahrene Mann weiter sprach. Sie solle ar-

beiten, lernen, sagte er. Und wenn die Mutter, überspannt, wie sie sei, es nicht erlaube, so wolle er sie unterstützen und ihr helfen. Er wisse schon, wie sie es anzufangen habe.

Als Eva das Haus verließ, war sie noch halb betäubt von dem Gehörten. Das war also der Grund! So kleinlich war er, der strenge Herr Flaat! Das war eine klägliche Liebe nach ihrer Meinung. Ach, wie hatte sie gegrübelt, und nun wußte sie es. Nicht, weil seine Liebe erkaltet war, hatte er sie so grausam verlassen, nein, nur weil sie nicht kochen und nähen und haushalten konnte. Nun, dann mochte er doch seine Köchin heiraten, der abscheuliche Pedant!

Keine Hausfrauentugenden?! Sie richtete sich hoch auf, ihre Augen blitzten trotzig.

Nun gerade! Nun gerade! Nun wollte sie es ihm zeigen!

5.

Zwei Jahre waren vergangen, Jahre, in denen Herr Flaat von den widersprechendsten Gefühlen hin und her gezerrt wurde. Morgens, wenn er gesund und äußerlich heiter das Frühstückszimmer betrat, wo seiner schon der Kaffee und die Zeitungen harrten, da beglückwünschte er sich meistens zu seinem Heiratsverzicht. Denn der Haushalt ging brillant unter der erfahrenen Hand seiner verwitweten Schwester, das Nichtchen störte auch nicht besonders, das Essen war ausgezeichnet, die Knöpfe stets angenäht, kein Stäubchen auf den Möbeln.

Des Abends aber, wenn er, entweder direkt von der Arbeit oder aus dem Gasthaus kommend, die Witwe schweigend häkeln sah, wenn er sich langweilte und sich, schließlich gähnend und mürrisch in sein einsames Bett trollte, dann ärgerte er sich über sich und die ganze Welt und hätte alles zusammenschlagen mögen.

An Eva zu denken vermied er so viel als möglich. Die Sache sollte abgethan sein. Daß trotzdem immer wieder unter seinen Zahlen ein niedlicher Mädchenkopf auftauchte, ärgerte ihn furchtbar. Das darauf folgende Herzweh hatte ja gar keinen Zweck.

Um dieser krankhaften Sache ein Ende zu machen, brachte er nun jeden Abend an seinem Stammtisch zu, den er zu Evas Zeiten stark vernachlässigt hatte. Der Jubel, mit dem man ihn dort empfing, that ihm wohl; Freundschaft war doch auch schön. Aber bald langweilten ihn auch die Freunde am Stammtisch. Immer dasselbe Gewäsch! Und er blieb wieder mehr zu Hause.

Eines Abends, als er auch wieder einsam auf seinem Sofa saß, blätterte er zu seiner Unterhaltung das Adreßbuch durch. Er blätterte und blätterte, aber keine Friederike Denoir, Sekretärswitwe, fand sich. Also fortgezogen! Oft hatte er sich gewundert, daß er Eva nie auf der Straße traf. Er hatte es ebenso gefürchtet, wie in sentimentalen Momenten erhofft. Nun redete er sich ein, er sei froh, daß sie vom Schauplatz verschwunden sei. Also aus — für immer!

Nun stürzte er sich kopfüber in die Arbeit, sogar seine neidischen Kollegen mußten zugeben, daß er Außerordentliches leistete. Seine Vorgesetzten belohnten ihn durch Gehaltserhöhungen, aber er machte sich nichts daraus. Früher hätte ihn diese Steigerung seines Einkommens erfreut, jetzt hatte er nur ein bitteres Lächeln. Zu was? Für wen? Wozu?

In die grimmigste Laune aber brachte es ihn, als er erfuhr, daß einer der Stammtischgenossen, der immer am meisten über die Ehe gespottet hatte, nun selbst ein blutjunges Mädchen heiratete. Er bezeichnete ihn als elenden Heuchler.

Seine Schwester sah die Veränderung im Wesen ihres

Bruders mit Sorge. Es war jetzt kein Vergnügen mehr, ihm die Wirtschaft zu führen; er wurde von Tag zu Tag brummiger und nergelnder, ein richtiger, eingefleischter Junggeselle. Sie hatte schon durch alle möglichen Mittelchen versucht, ihn unter die Haube zu bringen, aber keines der von ihr vorgeschlagenen jungen Mädchen fand Gnade vor seinen Augen. Er fand sie insgesamt abscheulich. Frau Marie wurde so zornig darüber, daß sie ihm höhnisch vorwarf, er leide an unglücklicher Liebe und denke noch an die kleine Denoir, die doch jedenfalls längst verheiratet sei.

Diese Bemerkung ärgerte ihn furchtbar. Verheiratet? Daran hatte er noch gar nicht gedacht. Freilich, es gab Männer genug, die sich durch ein hübsches Gesicht fangen ließen. Und bildhübsch war sie ja gewesen, lieblich und jung. Jetzt war sie allerdings schon einundzwanzig Jahre.

Der Gedanke an sie beunruhigte ihn aufs neue, um so mehr, als er einige Tage später den jetzigen Aufenthalt der beiden Damen entdeckte. Von dem Besuch eines Bekannten in Friedenau, einem Vorort Berlins, zurückkehrend, fuhr er auf seinem Rad durch eine der hübschen Villenstraßen des Ortes. Plötzlich sah er auf einem Balkon eine weibliche Gestalt in leuchtendem, hellblauem Morgenrock mit flatternden Bändern und Spitzen, die sich über das Geländer neigte und mit einer ihm wohlbekannten schrillen Stimme „Märchen, Märchen, schneide Rosen für mich ab!" hinunterrief; worauf Märchen, ein kleiner, sehr dicker alter Herr mit einer mächtigen Glatze, fröhlich lachend hinaufwinkte.

Es gab ihm einen Stich ins Herz. Die Denoirs! Ohne hinzusehen radelte er eiligst vorüber. Die Denoirs! Wie mochten sie hierher gekommen sein? Wer war der Glatzkopf? Etwa gar der Gatte? Evas Mann? Das mußte er wissen!

In nächster Nähe der Villa entdeckte er zu seiner Freude ein kleines Gartenrestaurant, stieg ab und ließ sich Bier geben. Der freundliche Wirt setzte sich zu ihm und ließ sich nicht lange um Auskunft bitten.

Die Meiersche Villa sei die da drüben. Der alte Rentier, Witwer ohne Kinder, hätte vor nicht langer Zeit wieder geheiratet, 'ne Witwe, 'ne komische Schraube, aber fein. Mit 'ner Tochter aus erster Ehe, einem bildschönen Mädchen, das aber bloß manchmal zu Besuch käme. Sie sei in Stellung in Berlin. — In was für'n Geschäft? Ja, das wisse er nicht, da müsse sich der Herr schon wo anders erkundigen. Und er lachte, mit den Aeuglein verschmitzt zwinkernd, daß es ihn schüttelte.

Herr Flaat fuhr gleich darauf nach Hause. „In Stellung ... bildschön ..." schwirrte es in seinem Kopf. Sieh mal an, die Eva in Stellung. Er konnte sich die Eva gar nicht in Dienstbarkeit vorstellen. Sie war ja so scheu, so kindlich, so unerfahren. Unverantwortlich von der Mutter, das hilflose Ding so hinauszustoßen. Aber — ein befriedigtes Lächeln hob seinen Schnurrbart — verheiratet war sie also nicht. Natürlich — so ein armes Mädchen! Oder hatte sie ihre erste Liebe noch immer nicht vergessen? Denn das war nicht zu leugnen, lieb, sehr lieb hatte sie ihn gehabt. Aber recht hatte er doch gethan. Denn wenn sie so wurde wie ihre Mutter — und sie wurde ohne Zweifel so — dann wäre sein Leben verpfuscht gewesen.

Herr Flaat empfand von diesem Tag an ein mächtiges Luftbedürfnis. Es war ihm, als ersticke er, wenn er nicht jeden Abend nach Friedenau radelte. Wie ein raffinierter Dieb umschlich er dann die Meiersche Villa. Immer resultatlos. Er steifte sich darauf, Eva zu sehen. Eines Sonntags bestieg er in aller Frühe die Bahn, um hinauszufahren. Zerstreut musterte er die sich drängende

und stoßende Menge. Da plötzlich mitten im ärgsten Trubel erblickte er ein bekanntes, liebes Gesicht, umrahmt von goldbraunen Zöpfen.

Mit Gewalt drängte er sich in Evas Nähe, gedeckt durch den breiten Rücken eines alten Herrn. Aber dann fuhr es ihm durch den Kopf: Was soll das? Was will ich denn von ihr? Was habe ich denn für dummes Herzklopfen?

Seine Blicke glitten an ihr hinauf und hinunter. Sie war voller als damals, und wie einfach war ihre Toilette. Ein dunkles, glattes Kleid, weißer Kragen und Manschetten.

Er fühlte es heiß in seinem Herzen aufwallen. Seine Eva war das, die ihn damals so innig geliebt hatte! Er konnte nicht anders, er mußte sie ansprechen.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein," sagte er, den Hut ziehend, verlegen wie noch nie.

Eva starrte ihn erschreckt an. Eine dunkle Röte flutete ihr über das Gesicht bis unter den Scheitel. Sonst kein Zeichen des Erkennens. Dann, sich blitzschnell wendend, lief sie plötzlich davon, ohne daß er ihr in dem Gedränge hätte folgen können.

Verstimmt fuhr er nach Hause.

Eines Abends fand er bei seinem Nachhausekommen nicht die gewohnte Ordnung. Die junge Nichte Fanny, jetzt ein netter Backfisch, hatte infolge einer großen Aufregung einen Fieberanfall bekommen, so daß der Doktor geholt werden mußte. Man berichtete Flaat folgendes:

In der Haushaltungsschule, welche Fanny seit kurzem besuchte, war auf morgen der Besuch der Kaiserin, der Protektorin der Schule, angesagt. Fanny, als die jüngste, war ausersehen worden, das von einer der Lehrerinnen verfaßte Empfangsgedicht zu sprechen. Sie hatte es auch bis heute aufs Wort gekonnt, aber plötzlich war alles wie weggelöscht, und sie wurde aus Angst krank.

Es blieb nun nichts anderes übrig, als die Vorsteherin der Schule zu benachrichtigen, damit sie schnell einen Ersatz suche.

Herr Flaat machte sich sofort auf den Weg, der ihn nach einer ganz entfernten Stadtgegend führte. In dem Hause, das man ihm bezeichnete, herrschte ein aufgeregtes Treiben. Die Hausthür war mit Laubgewinden geschmückt, eine Unzahl weiblicher Wesen rannte treppauf, treppab, nur einen erstaunten Blick auf den fremden Herrn werfend. Alle Thüren standen offen, und Flaat konnte sehen, daß sich im Erdgeschoß die Plätträume und Nähstuben, im ersten Stock die Küchen und im zweiten die Wohnräume befanden.

Er schaute den jungen Damen, die darin herumwirtschafteten, ein Weilchen unbemerkt zu. Ein schmerzliches Gefühl bewegte ihn dabei, ohne daß er sich bewußt wurde, weshalb. Diese jungen Mädchen hatten es freilich leichter, sich alles Nötige anzueignen, als manche andere. Er seufzte schwer.

Endlich verlangte er die Vorsteherin zu sprechen. Die würdige Dame erschien alsbald und hatte sich schon so sehr in den großen Moment des nächsten Tages eingelebt, daß sie vor dem jungen Mann einen regelrechten Hofknicks machte. Als Flaat aber den Zweck seines Besuches mitteilte, brach ein arges Jammern aus. Das Gedichtchen sollte Ihre Majestät nicht hören? Dann war ja der ganze Empfang nichts, dann fehlte ja die Hauptsache! Und sie rief, sie klingelte und teilte den hereinstürzenden jungen Damen das Unglück mit.

„Ist es denn gar nicht möglich?" jammerte sie. „Und es ist so hübsch, mein Herr. Unsere Eva hat es gemacht. Eva, holt doch Eva — ah, da ist sie ja!"

Eine junge Dame trat eilig und erhitzt ein. Sie trug ein graues enganliegendes Kleid, hatte die Aermel über

ihre schönen Arme halb hinaufgeschoben, eine große weiße Schürze um die schlanke Taille gebunden, das Haar in Defreggerart um den Kopf gelegt — kurz, ein Weibchen, so frisch wie aus dem Ei gepellt.

„Erlauben Sie, daß ich sie Ihnen vorstelle, Herr Flaat," fuhr die Vorsteherin eifrig fort, „das ist Fräulein Denoir, bis vor kurzem meine beste, fleißigste Schülerin und jetzt meine treue Helferin. Aber halt, wohin denn, Eva? Wollen Sie nicht den Herrn wegen des Gedichtes — Warum in aller Welt läuft sie denn fort?"

Die Vorsteherin und Herr Flaat schauten sich verdutzt an. Dann leuchtete es in den freundlichen Augen der alten Dame verständnisvoll auf, aber sie hielt den jungen Herrn nicht zurück, als er sich eilig empfahl und mit gesenktem Kopf die Treppen hinunterschlich.

Fräulein Eva Denoir war stracks in ihr Zimmerchen gelaufen, breitete dort die Arme aus und weinte ein bißchen. Dann trat sie vor den Spiegel und warf sich blitzende Zornesblicke zu. So hatte sie ihn angesehen. Dann mußte sie sich setzen, die Kniee zitterten ihr. Ha, nun hatte er sie hier gesehen, hier in ihrem Wirkungskreis, hatte ihr Lob anhören, hatte sich vor ihr schämen müssen! Endlich, endlich! Dieser Triumph! Freilich, seiner Härte, seiner Grausamkeit verdankte sie es, daß sie es so weit gebracht, aber was hatte sie auch durch ihn gelitten, ehe sie Trost in der Arbeit fand. O, wie hatte sie gelernt, gearbeitet, sich geplagt, nur um ihn widerlegen zu können. Nun konnte sie triumphieren. O wie haßte sie ihn, den Abscheulichen, den Grausamen!

Und sie legte die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

— — — — — — — — — — — —

Herr Flaat hätte nicht gedacht, daß ihn eine Begegnung mit Eva so stark erschüttern würde. Er war

anfangs wie betäubt. Und wie wunderhübsch sie ausgesehen hatte trotz der einfachen Kleidung! Das Flittchen von damals war sie sicherlich nicht mehr.

Zu Hause merkte Frau Marie gleich, was die Glocke geschlagen hatte. Die niedergedrückte Lebenslust ihres Bruders schien plötzlich erwacht zu sein. Sein Gesicht glänzte bald in Siegesbewußtsein und Freude, bald wieder versank er in stille Schwermut. Konnte das anderes bedeuten als Verliebtheit? Dem Himmel sei Dank, er hatte also die Denoir endlich vergessen! —

Es gehörte zu Evas Pflichten, jeden Morgen um sieben Uhr in die große Markthalle zu gehen und dort die Tageseinkäufe zu besorgen. Eine Magd begleitete sie. Frisch und munter schritt sie heute in der kühlen Morgenluft dahin. Da — wer kam hinter ihr her? Herr Flaat. Ein stolzes Lächeln umspielte ihren Mund. Was wollte er denn? Doch nicht etwa sie ansprechen!

Ha, wie wollte sie ihn abblitzen lassen!

Da, nun ging er vorüber und grüßte. Nur die Augenbrauen heben als Gegengruß, das war genug. Nun blieb er wieder zurück, Gott sei Dank!

Sie betrat die Markthalle. Die Vorsteherin der Haushaltungsschule liebte es, wenn billig gekauft wurde. Eva marschierte mit energischen Schritten von Stand zu Stand, ihre Körbe füllten sich, die Magd schleppte sie kaum noch. Herr Flaat beobachtete das alles aufmerksam.

Vor dem Stand einer Kunstgärtnerei blieb sie wieder stehen, und Herr Flaat sah mit Befremden, daß Evas Gesicht sich mit dunkler Röte überzog, daß sie nickte und lächelte. Hoho, wer war denn da hinter den Rosen? Ah, ein junger Gärtner, ein bildschöner Mensch! Und wie fein der Kerl aussah! Nun kam er auch noch heraus und überreichte ihr einen prachtvollen Strauß feinster Rosen. So ein zudringlicher Affe! Wohl der

Besitzer? Na, also, nun war die Sache ja glücklich verpfuscht.

Herr Flaat mußte nun auch noch, verborgen hinter einem Käsestand, der gar nicht gut roch, mit ansehen, wie Eva die Magd mit ihren Körben nach Hause schickte, während sie selbst stehen blieb und nun erst mit rechtem Behagen zu lachen und kokettieren anfing. Es dauerte unerträglich lange, bis sie endlich, nicht ohne dem Gärtnereibesitzer die Hand geschüttelt zu haben, mit triumphierendem Lächeln davoneilte, gerade an ihm vorüber, ihn mit einem recht spöttischen Seitenblick streifend.

In Herrn Flaat kochte es. Er hatte es sich so leicht für einen jungen Mann von allerdings schon dreiunddreißig Jahren gedacht, solch ein kleines Mädchen zu versöhnen. Ja doch, er hatte sie beleidigt, schwer sogar. Aber unrecht hatte er damals doch nicht gehabt. Und nun kam er und wollte wieder anbandeln; mehr konnte sie doch nicht verlangen! — Diese falsche Kokette! War sie etwa in den anderen verliebt? Schließlich — seine Begriffe begannen sich offenbar durch die Eifersucht zu verwirren — schließlich hatte sie doch dazu kein Recht! Sie war doch sozusagen seine Exbraut. Und wenn er sie damals sitzen ließ, dann — dann durfte sie ihn doch nicht gleich vergessen. Er hatte doch auch, trotz seiner Prinzipien, die zweieinhalb Jahre her immer an sie gedacht.

In schmerzlicher Verwirrung und Eifersucht eilte er ihr nach. Er kannte sich selbst nicht mehr. Alle seine Grundsätze gingen unter in leidenschaftlichem Begehren. Er hatte leider keine Ahnung von dem schalkhaften Lächeln, mit dem Eva den hastenden Schritten hinter ihr lauschte. Die Markthalle verlassend, ging sie dem Stadtbahnhof zu.

Plötzlich fühlte sie ihre kleine behandschuhte Hand mit

festem Griff gepackt und eine zornbebende Stimme sprach: „Eva, ein Wort! Ich bitte dich darum.“

Sie versuchte sich los zu machen, aber er ließ sie nicht frei. Bleich, zitternd starrten sie sich beide an.

„Ich habe dich noch immer lieb, Eva!“ stieß er hervor. „Ich habe dich damals verkannt. Du mußt mir verzeihen!“

„Nie!“ zischte die junge Dame und zog sich in ihrer Aufregung in eine etwas abseits liegende Ecke der Bahnhofshalle zurück.

„Aber ich bereue alles. Eva, du — du mußt mein Weib werden!“

„Besten Dank, ich tauge nicht dazu.“

„Doch, doch, Eva. Keine besser als du. Jetzt weiß ich erst, wie lieb ich dich habe, wie ich dich schätze, dich verehre!“ Und ohne sich an die Vorübergehenden zu kehren, riß er sie plötzlich an sich.

„Augenblicklich bist du mein liebes Evchen!“ flüsterte er leidenschaftlich. „Augenblicklich sagst du, daß du die zwei Jahre vergessen willst!“

„Ja, aber —“ schluchzte Eva, die ihre Thränen nicht mehr zurückhalten konnte.

„Nichts aber! . . . Und, Eva, arbeiten darfst du nichts, wenn du meine Frau bist! Evchen, wir nehmen gleich eine Köchin und ein Zimmermädchen. Nichts darfst du thun, als mich lieb haben!“

Einige Minuten später gingen beide Arm in Arm, eng aneinander geschmiegt, zurück in die Stadt.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Vormittag kam Herr Flaat nach Friedenau und hielt feierlich um Eva an. Frau Denoir empfand eine innige Genugthuung. In starre Seide gehüllt, empfing sie den Missethäter in ihrem eleganten blauen Salon. Kühl begrüßte sie ihn. Sie fand, man hätte

den guten Mann jetzt eigentlich nicht mehr gebraucht. Die Art einer großen Dame nachahmend, drohte sie ihm lächelnd mit dem Lorgnon und flüsterte: „Sehen Sie, das kommt von solch pedantischen Marotten.“

Onkel Lungerle aber rieb sich beim Hochzeitsmahl heimlich die Hände. Das hatte der „schäbichte Schneider“ gut gemacht.

Verschickt.

Bilder aus russischen Gefängnissen. Von Fred Morris.

Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Rußland ist der ausgedehnteste Staat Europas, er zählt die größte Bevölkerung und ist doch am wenigsten bekannt. Wie schon der französische Nationalökonom A. Leroy-Beaulieu im Eingang seines vortrefflichen Werkes über „Das Reich des Zaren und die Russen“ hervorhebt, kann uns zwar die Entfernung bei den heutigen Verkehrsmitteln nicht mehr von Rußland trennen, wohl aber haben Sitten, Einrichtungen und Sprache hohe Schranken zwischen ihm und dem übrigen Europa errichtet, denen dann politische und religiöse Unterschiede weitere hinzufügten. Lange Zeit hat auch das Mitleid mit den Opfern russischer Staatspolitik unser Urteil über das Zarenreich verwirrt, welches man in Westeuropa vorwiegend nur durch Darstellungen seiner Gegner kennen lernte.

Wie von vielen russischen Staatseinrichtungen, gilt das in erster Linie auch von seinem Gefängniswesen, über das erst in neuester Zeit die Berichte des englischen Sibirienreisenden Henry Landsdell eine unbefangenere Beurteilung angebahnt haben. Seine eingehenden Beob-

achtungen, die inzwischen auch von anderen Seiten bestätigt und ergänzt worden sind, haben viele Fabeln, die bisher über jenes Thema im Schwange waren, zerstört. Sie thun unwiderleglich dar, daß das russische Gefängniswesen im allgemeinen zwar nicht besser, aber auch nicht schlechter ist, als durchschnittlich diese Einrichtungen in den west-



From Harper's Magazine.

Zelle im Alexejew-Ravelin der Peter-Pauls-Festung.

europäischen Staaten sind. Jeder Gefangene hat ein hartes Los zu erdulden, allein der russische hat — ohne Rücksicht darauf, ob es sich um politische oder gemeine Verbrecher handelt — das vor seinen westeuropäischen Schicksalsgenossen voraus, daß das russische Volk keinerlei Abscheu gegen die Verurteilten kennt, sondern die Gefangenen und namentlich die „Verschickten", das heißt die nach Sibirien Deportierten, als „Unglückliche" bemitleidet und als solche behandelt, wo es mit ihnen irgend in Berührung kommt.

Die Gefängnisse in den russischen Kreis- und Gouvernementsstädten sind durchweg zweistöckige Bauten aus Holz oder Stein mit langen Korridoren und geräumigen, heizbaren Einzelzellen mit vergitterten Fenstern. Die Gebäude liegen in der Regel isoliert, besitzen geräumige Höfe und sind mit Holzzäunen oder Steinmauern umgeben. Die Gefangenenkost ist ausreichend; sie besteht außer Wasser und Roggenbrot aus Grütze und Kohlsuppe, in die mindestens zweimal wöchentlich Fleisch gegeben wird. Im europäischen Rußland giebt es mit wenigen Ausnahmen bloß Untersuchungsgefängnisse. Falls die Verbrecher nicht die Todesstrafe trifft, werden sie je nach der Schwere ihres Vergehens in die sibirischen Bergwerke oder zur Ansiedelung nach Sibirien oder in die entfernteren Gouvernements des europäischen Rußlands verschickt. Die Anzahl der in Gefängnissen oder Korrektionshäusern Untergebrachten ist sehr gering, und die Regierung hat alle diese Anstalten in abgelegenen Orten des nordöstlichen Rußlands einrichten lassen.



From Harper's Magazine.

Gefangener mit halbgeschorenem Hauptlhaar.

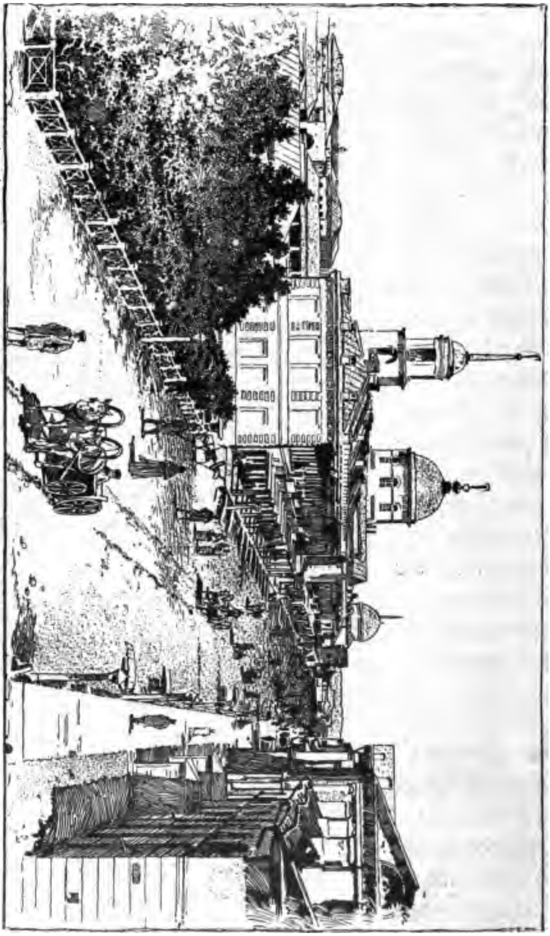
Als Gefängnisse im eigentlichen Sinne des Wortes dienen neben dem Zellengefängnis zu Tawastehus in Finnland, das in jeder Beziehung eine Musteranstalt ist, fast nur die Festungen. Von diesen sind Schlüsselburg und die Peter-Pauls-Festung in St. Petersburg für schwere

Staatsverbrecher, Dünaburg, Warschau u. s. w. aber für Verurteilte in Duellsachen, Disziplinar- und ähnlichen Vergehen bestimmt. Die Peter-Pauls-Festung liegt inmitten der ersten Residenz des russischen Reiches auf der Petersinsel in der Newa, und ihre Gefängnisse sind schon oft der Gegenstand schauerlichster Schilderungen gewesen. Namentlich über die unterirdischen Zellen des Alexejew-Ravelins mit ihren feuchten Wänden und Fußböden, mit der ewigen Finsternis der engen Strafzellen und über die Miß-



From Harper's Magazine.

Sibirischer Sträfling in Sommerkleidung und in Ketten.



Oeffentlicher Garten und Strasse zu Orenburg.

From Harper's Magazine

handlungen und heimliche Beseitigung **politischer Ge-
fangener** ist viel gefabelt worden. **In Wahrheit sind**
die Gefängniszellen geräumig und durchaus **entsprechend**



Baschkiren, Pferde melkend.

ausgestattet. Es giebt allerdings auch dunkle, enge Kammern, die indessen nur dazu vorhanden sind, widerspenstigen Gefangenen zur Einsperrung bis zu vierundzwanzig Stunden als besondere Strafverschärfung zu dienen.

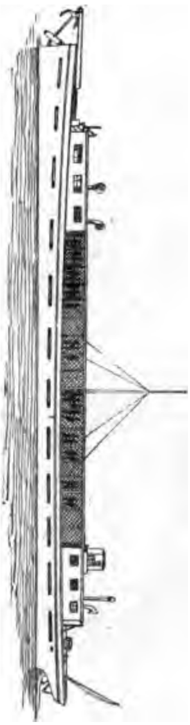
Die zur Verschickung Verurteilten werden zunächst geschoren. Gewöhnlich wird der ganze Kopf geschoren; es kommt aber auch vor, daß gemeinen Verbrechern bloß der halbe Kopf rasiert wird, um sie bei etwaigen Fluchtversuchen leichter kenntlich zu machen. Als Kleidung erhalten sie je ein Hemd, ein paar leinene Beinkleider und einen langen grauen Sträflingskittel aus Kamelhaaren, der bis zu den Knöcheln herabreicht. Die zu harter Arbeit Verurteilten bekommen auf den Rücken des Kittels zwei gelbe, achteckige Lappen genäht, die zur Ansiedelung in Sibirien Bestimmten nur einen solchen Lappen. Hierauf werden die Gefangenen, meist zu zwei und zwei aneinandergefesselt, in das Moskauer Zentralgefängnis gebracht, und zwar neuerdings meist auf der Bahn. Ueber Moskau führen nämlich alle Wege nach Sibirien. Hier sammelt man daher die Verschickten aus allen Teilen des europäischen Rußlands, um sie dann zweimal wöchentlich nach ihren sibirischen Bestimmungsorten transportieren zu lassen. Den Frauen der Verschickten, die freiwillig das Los ihrer Männer teilen wollen, ist es gestattet, sie mit ihren Kindern zu begleiten, in welchem Falle ihnen die Regierung die Gefangenenkost und Sträflingsausstattung bewilligt. Nach dem Gesetze trennt zwar die Verschickung eines verheirateten Mannes oder Weibes die Ehe; dem unschuldigen Teile ist die Wiederverheiratung gestattet. Namentlich die Frauen aber machen nur selten davon Gebrauch, sondern halten es für ihre Pflicht, das Schicksal des Gatten zu teilen, selbst wenn dieser in die Bergwerke verschickt wird. Will ein Mann seine verurteilte Frau nicht verlassen, so hat er sich selbst zu versorgen. Die Beköstigung



From Harper's Magazine.

Baschkirenhütte mit Kinderwiege.

besteht während der Dauer des Transportes aus drei Pfund Brot und einem halben Pfund Fleisch täglich; auch dürfen die Gefangenen die Geschenke annehmen, die ihnen unterwegs von der Bevölkerung gegeben werden. Solche Liebesgaben fließen meist sehr reichlich, und niemand fragt danach, ob sie etwa einem Mörder oder noch schlimmeren Verbrecher zu teil werden.



From Harper's Magazine.

Barke zum Gefangenentransport auf der Wolga.

Die politischen Verbrecher werden freilich unter scharfer Bewachung, aber ungefesselt und zwar meist in Wagen oder auf der Eisenbahn befördert. Die schweren gemeinen Verbrecher sind nicht nur paarweise an den Füßen zusammengekoppelt, sondern oft auch noch bis zu sechs Mann zusammen mit den Händen an lange Eisenstangen gebunden. Dagegen ist es nicht wahr, daß — wie oft erzählt wird — die Ketten unter den Beinkleidern befestigt, und so die Knöchel der Gefangenen blutig gerieben würden. Landsdell berichtet darüber: „Ich selbst besitze ein Paar russischer Handschellen und Beinketten und einen Gefangenenanzug, den ich in Sibirien erlangt habe. Auch habe ich daselbst Beinketten zu Hunderten gesehen. Die letzteren bestehen aus zwei an den Knöcheln zu befestigenden Ringen, die mit einer 30 Zoll langen Kette verbunden sind. Damit die Kette das Gehen nicht behindere, ist sie in der Mitte an einen um den Leib geschlungenen, herab-

hängenden Lederriemen befestigt. Grobwollene Strümpfe und ein Stück Leinenzeug, das über den Strümpfen angebracht ist, bilden die Zwischenlage zwischen der Haut und den Ringen, welche überdies noch über den Beinkleidern und über festen, um die Schienbeine gebundenen Ledergamaschen liegen, falls der Gefesselte keine hohen Stiefel trägt. Die in meinem Besitze befindlichen Ketten wiegen $5\frac{1}{4}$ Pfund, die Handschellen 2 Pfund. Ich füge noch hinzu, daß ich während meines Streifzuges durch Sibirien und dessen Gefängnisse nur einen einzigen Mann mit gefesselten Händen sah: es war dies ein waghalsiger Bursche, der außer dem Verbrechen, für das er verurteilt ward, noch einen Mord im Gefängnis auf sein Gewissen geladen hatte."



Das Gefängnis zu Jletsk.

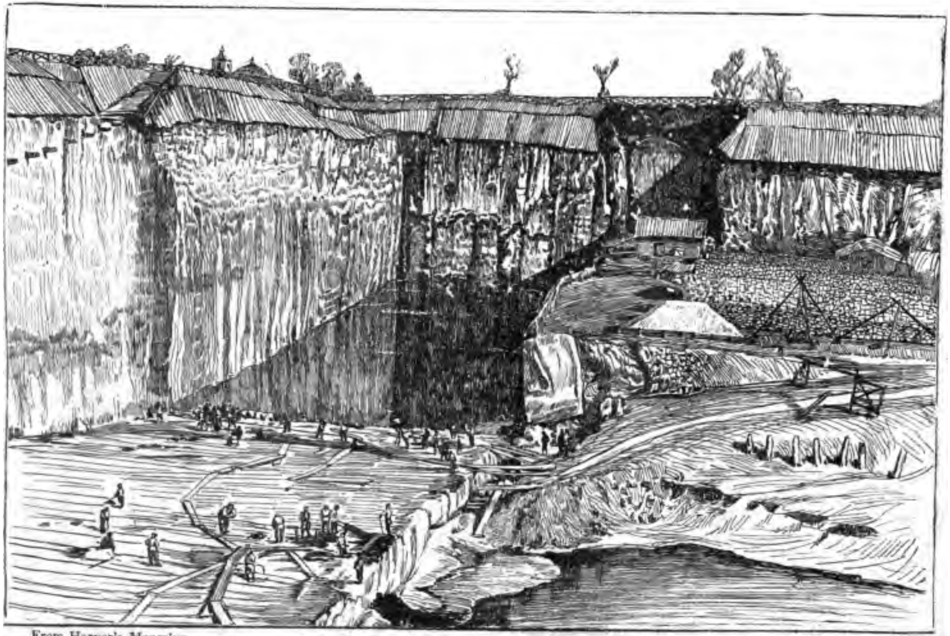
From Harper's Magazine.

Von Moskau ging der Weg der Gefangenen früher auf der Eisenbahn nach Nischni Nowgorod, dann auf kleinen Barken die Wolga und Kama entlang und schließlich zu Fuß weiter über den Ural. Jetzt wird gewöhnlich die Eisenbahn von Perm nach Jekaterinenburg benutzt, vielfach wählt man auch die Route über Orenburg, die schön gebaute Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, am rechten Uralufer, mit großen Plätzen, breiten Straßen und schönen Anlagen.

Dorthin führt die Orenburger Zweigbahn der Hauptlinie Samara—Kurgansk.

Auf dem Markte zu Orenburg und in seiner Umgebung trifft man viele Baschkiren. Dies Volk wird gewöhnlich zu den turk-tatarischen Stämmen gerechnet, ist aber wahrscheinlich ursprünglich finnischen Ursprungs. Die Lieblingsbeschäftigung der Baschkiren ist die Jagd, ihr Hauptreichtum besteht aber in den Herden. Mit Vorliebe betreiben sie die Pferdezucht. Sie erhalten dadurch Zug- und Lasttiere, Milch, denn die Stuten werden regelmäßig gemolken, solange sie Milch geben, und Fleisch; die Häute geben ihnen Kleidung und Schläuche, die Haare Decken, Stricke und ähnliche Bedürfnisse des Haushalts. Den Winter verleben die Baschkiren großenteils in ihren Dörfern, aber mit Anbruch des Frühjahrs ziehen sie mit ihren Pferden hinab in die grasreichen Ebenen, wo sie teils in mitgeführten Filzzelten (Kibitken), teils in primitiven Hütten leben. Eigenartig sind die Kinderwiegen, die eine Art Hängematte bilden, bestehend aus einem viereckigen Rahmen von Holzstäben, zwischen denen ein Stück Leinwand ausgespannt ist, worauf das Kind ruht.

Die Barken, auf denen die Verschickten von Nischni Nowgorod aus auf dem Wasserwege nach Osten weiterbefördert werden, sind eigens für diesen Zweck gebaut. Sie werden oft bis zu sechs gleichzeitig von Schleppdampfern gezogen. Jede kann neben 20 Mann Wache bis zu 800 Sträflingen fassen, die dann allerdings enge genug zusammengepfercht sind. Der Raum unter Deck ist für Lagerstätten eingerichtet, gleich den Sälen der Massengefängnisse, während am Bug und Hinterteil sich 8 Fuß hohe verdeckte Kajüten befinden, die ein kleines Lazarett, eine Apotheke und Räume für die Offiziere und Wachtmannschaften enthalten. Der Deckraum zwischen diesen Kajüten ist überdacht und beiderseits mit Eisen- und Drahtgittern versehen,


From Harper's Magazine.

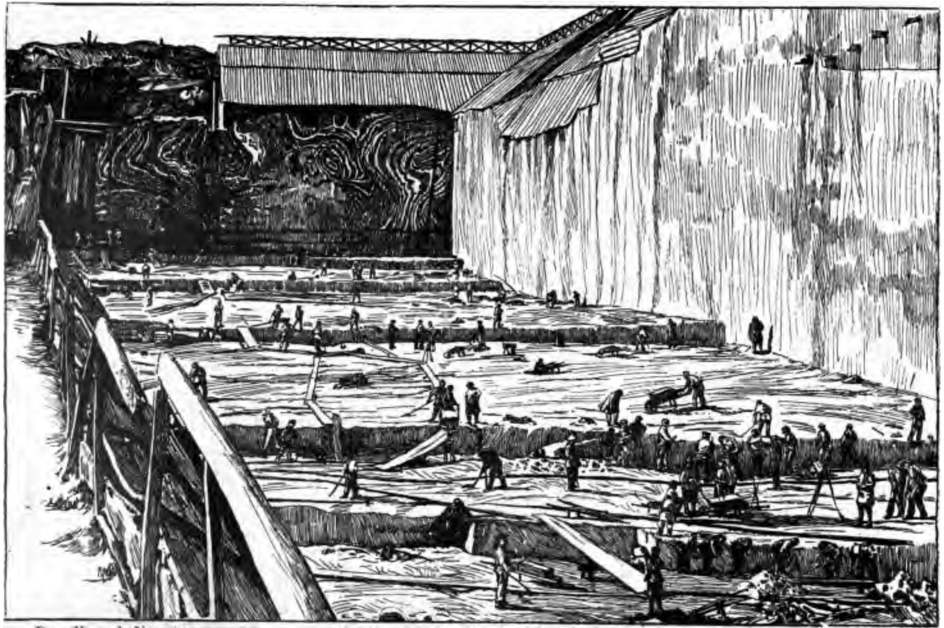
Die Salzgruben von Jletsk.

so daß er den Eindruck einer Menagerie macht. Solche Barken sind auch auf den sibirischen Flüssen im Gebrauch, besonders auf dem Ob zwischen Tjumen und Tomsk. Ein großer Teil der Verschickten endlich wird seit dem Jahre 1885 auf dem Seewege nach der Insel Sachalin an der Ostküste des Amurgebietes befördert. 1894 gab es dort bereits 64 Dörfer und 5 Gefängnisse mit 17,299 Gefangenen und deren Angehörigen.

In Sibirien werden die Sträflinge, deren Gesamtzahl auf etwa 150,000 geschätzt werden kann, in geräumigen, mit Erdwällen und Holzzäunen umgebenen Gefängnissen, in denen nur wenige Einzelzellen vorhanden, untergebracht und in den Bergwerken als Zwangsarbeiter beschäftigt, soweit sie nicht in Städten und im flachen Lande auf Ansiedelungen verteilt werden. Die letzteren stehen dann meist nur noch unter Polizeiaufsicht und arbeiten für sich und ihren Lebensunterhalt. Schrecklich ist das Los der Häftlinge in den Gefängnissen, bei denen es sich allerdings nicht um politische Verschickte, sondern meist um schwere, gemeine Verbrecher handelt. Die Unglücklichen, deren Namen ausgelöscht sind, und die nur noch als Nummern zählen, sind in schlecht gebauten großen Scheunen untergebracht, und ihre Behandlung spricht aller Menschlichkeit Hohn.

Verhältnismäßig gut sind die Angesiedelten daran. In einem Ansiedlerdorfe bei Wladiwostok erhielten die unfreiwilligen Kolonisten, wie Landsdell erfuhr, monatlich 72 Pfund Mehl und täglich 40 bis 50 Pfennig nach unserem Gelde. Einmal im Jahr wurde jedem ein Rock aus Schaffell, Wäsche, zwei Paar Winter- und drei Paar Sommerschuhe, sowie alle drei Jahre ein langer Rock (Kaftan) geliefert. Im übrigen mußten sie, wie schon erwähnt, für sich selber sorgen, wobei Fleißige es nicht selten zu einem gewissen Wohlstande bringen.

Die zur Zwangsarbeit Verurteilten werden in den



From Harper's Magazine.

Arbeit in den Salzgruben von Iletsk.

Bergwerken beschäftigt. Sie erhalten jährlich einen Filzrock und alle sechs Monate ein Hemd, alle drei Wochen ein Paar Schuhe aus grobem gelben Leder. Ihr Los ist harte Arbeit, meist tief unter der Erde und in oft recht mangelhaften Schächten. Die Quecksilbergruben, in denen die Strafgefangenen angeblich an den verderblichen Ausdünstungen massenhaft hinsterben, gehören jedoch in den Bereich der Fabel, da es in Sibirien gar keine Quecksilberbergwerke giebt. Die überwiegende Mehrzahl der Sträflinge arbeitet in Gold-, Silber- und Salzminen. Von letzteren hat Landsdell namentlich die Salzgruben von Iletsk bei Orenburg genau besichtigt.

Das Gefängnis zu Iletsk ist nach seiner Beschreibung ein rechtwinkeliges, langes und niedriges Gebäude. Der mittlere Thorweg läuft auf einen freien Platz aus, auf dem sich Turngeräte zur Uebung für die Soldaten des Wachkommandos befinden. Ueber der Mitte des Baues, der ziemlich verfallen und schmutzig war, erhebt sich der Wachtturm. Die Zahl der Gefangenen betrug damals 231, erreicht jedoch oft die Zahl 400. Die Gefangenen sahen alle schlecht aus, besonders die Frauen; im Laufe des Jahres waren drei Todesfälle vorgekommen. Nachdem das Gefängnis besichtigt war, wurden die Salzgruben in Augenschein genommen.

Die Steinsalzlager von Iletsk sind ungemein ausgedehnt. Ganz unten in der Tiefe lagert das reine Steinsalz, bloß hie und da mit dünnen Ablagerungen von Gips und rotem Ton durchsetzt. Um zu dem geschätzten Mineral zu gelangen, muß die darüberliegende Erde erst fortgeschafft werden. Stößt man unten auf das Steinsalz, dann werden mit der Axt Längen- und Querschnitte von etwa 6 Zoll Breite und 28 Zoll Tiefe hineingehauen, die große Würfel oder Blöcke, Kosjaks genannt, absondern. Um sie ganz loszutrennen, bedient

man sich eines eisernen Balkens wie eines Mauerbrechers, der in einem Gestell hängt und von einer Schar Arbeiter hin und her bewegt wird. Er schlägt jedesmal gewaltig an den Salzblock an und trennt ihn auf diese Weise schnell von der Hauptmasse.

Eine andere Art der Ablösung besteht darin, daß man an der Basis sieben bis zehn Löcher in den Block bohrt und in jedes einen Keil steckt. An jedem dieser Keile steht ein Arbeiter, der mit einem 25 Pfund schweren Hammer darauf schlägt, bis die Masse sich ablöst. Die 70 bis 80 Pfund schweren Blöcke werden dann mittels eines Hebels fortgewälzt.

Wie dieser Schilderung zu entnehmen ist, haben die Sträflinge in Iletsk eine zwar mühevolle Arbeit zu verrichten, die jedoch nicht annähernd so schwierig ist wie die unserer Bergleute in den Kohlenschächten. Im allgemeinen dürfte das vorstehend entworfene Bild auf sämtliche Bergwerke in Sibirien passen, wenngleich die Arbeit in tiefgelegenen Minen und Schächten wohl schwerer sein wird als die in den Salzgruben.

Zum Schluß sei darauf hingewiesen, daß Zar Nikolaus II. bereits am 6. Mai 1899 seinen Räten den Wunsch ausgedrückt hat, die seit dem 17. Jahrhundert bestehende Einrichtung der Verschickung von Verbrechern nach Sibirien ganz aufzuheben. Der Kaiser ordnete dann am 18. Mai die Einsetzung einer Kommission an, welche Vorschläge zur Ersetzung dieser Strafe durch andere Strafarten ausarbeiten sollte. Die Kommission veröffentlichte nun am 22. Juni die Fragen, mit denen sie sich zu beschäftigen gedachte, und verband damit den Wunsch, die Meinung von Persönlichkeiten in Rußland oder im Auslande, welche solche Fragen theoretisch und praktisch studiert hätten, kennen zu lernen. Mitteilungen jeder Art werde sie mit Dank annehmen. Inzwischen ist der kaiserliche Ukas über

die Aufhebung beziehungsweise Einschränkung der Verbannung nach Sibirien bereits erschienen, der den Kleinbürger- und bäuerlichen Gemeinden das bisherige Recht nimmt, ihre lasterhaften und bestraften Mitglieder der Regierung zur Verschickung nach Sibirien zu überweisen. Letztere soll nicht nur für Sibirien, sondern auch für Transkaukasien aufgehoben werden, ausgenommen bei Verbrechen gegen die Religion, bei Staatsverbrechen und Duellen mit tödlichem Ausgang. Diese Verordnung wird auch im Auslande als ein neuer Schritt des Zarenreiches auf dem Wege zu höherer Gesittung freudig begrüßt werden.

Warten.

Aus dem Leben eines alternden Mädchens.

Von M. Roda=Roda.

Ich bin achtundzwanzig Jahre alt und noch immer nennt mich Mama, wenn sie mit Papa von mir spricht, „unsere Klara". Nur im Ton dieser zwei Worte hat sich im Lauf der Jahre etwas geändert.

Zuerst, bis zu meinem sechzehnten Geburtstag, war's ein weicher, liebkosender Laut, es klang der Stolz auf ihre einzige schöne Tochter durch. Dies dauerte bis zu meinem zweiundzwanzigsten Jahr. Seitdem klingt es immer besorgter, zaghafter, dieses schreckliche „unsere Klara." In der allerletzten Zeit ist's nur noch ein mitleidiger, schonungflehender Hauch, der an Papas empfindliches Ohr schlägt. Gott, es ist auch wirklich kein Vergnügen, so eine alternde, vermögenslose Tochter im Haus zu haben.

Es ist auch kein Vergüngen, „unsere Klara" zu *sein*. Ein großes Vergehen aber wäre es, wenn ich's sagte. Von mir verlangt man ein heiteres Gesicht, Grazie, Leben, Humor — kurz Glücklichsein.

Ich führe mit Mama lange Gespräche. Wir spotten über die kurzsichtigen Mädchen, die den ersten besten

nehmen, über die Rabenmütter, die wahre Kinder von achtzehn oder neunzehn Jahren verheiraten. „Nein, ehe sie fünfundzwanzig Jahre alt ist, soll kein Mädchen heiraten, und auch dann hat sie noch lange Zeit.“

Mama giebt dann meist ihr Lieblingssprichwort zum besten: „Lieber spät gefreit — als früh bereut.“

Wenn sich eines der jungen Ehepaare, die ich als Brautjungfer zum Altare begleitet, entzweit oder gar scheidet, so reden wir von der Sache nicht ganz ohne Schadenfreude. Denn, wenn diese Eltern und diese arme, unglückliche Frau nach unseren Prinzipien gehandelt hätten, wäre das nie geschehen. Mit dem kühlen Verstande des wirklich erwachsenen, reifen Menschen hätten diese zwei ihre Charaktere besser beurteilt und sich nie geheiratet.

Wir sind eben wie die Kinder im finsteren Walde — wir singen, um die Furcht zu vertreiben.

Ach, und die langen Nachmittage!

Ich arbeite an dem zweiundachtzigsten Tischläufer. Wenn der fertig wird, hebt Mama den Deckel an der Truhe, in der meine Ausstattung liegt, der Tischläufer wird zu seinen einundachtzig Brüdern versammelt, der Deckel fällt zu, und ich — fange einen neuen an. Mit einem noch mehr gesteigerten Widerwillen mache ich mich an die Arbeit, denn wenn sich auch wirklich ein Tisch zu diesen Prachtstücken finden sollte, *diesen* Vorrat kann man in *einem* Menschenleben nicht aufbrauchen.

Mama sitzt mir gegenüber. Sie strengt ihre alten, müden Augen an, um einen besonders kunstvollen Saum in das Pölsterchen zu nähen, auf dem das Haupt meines nebelhaften Gatten bei seinen Nachmittagsschläfchen dereinst ruhen soll.

Und wir sprechen . . .

Die Sonne scheint schläfrig ins Zimmer herein. Viel-

leicht ist ihr ihre ewig gleiche Thätigkeit ebenso zuwider, wie mir mein ewiges Sticken.

Und wir sprechen . . .

Wir rekapitulieren alle meine Freier, die mit Körben abgezogen.

Es ist eine unumstößliche Wahrheit unseres Hauses geworden, daß es derer Legionen giebt. Wer nur je mit mir einen Kotillon getanzt, wer je bei einem Picknick auf die Dauer eines Nachmittags mein Partner gewesen, wer je meines Geburtstages mit einer Blume gedacht oder auf dem Eisplatz mit mir „Bogen gelaufen" ist — wird unbarmherzig eingereiht in diese Legionen.

Ihre Verhältnisse werden besprochen, ihre späteren Schicksale und Aussichten erwogen und bei allen, allen kommt der tröstende Nachsatz: „Es braucht dir um ihn nicht leid zu thun, Klärchen."

Dieser Satz hat im Lauf der Jahre ebenso große Tonschwankungen durchgemacht, als die ominösen Worte: „unsere Klara!" —

Manchmal wollte ich mich retten aus diesem thatenlosen, elenden Leben in ein arbeitsames, pflichtreiches hinaus — ich wollte irgend einen Beruf ergreifen, zum Beispiel Kindergärtnerin oder Krankenpflegerin werden. Zu „Höherem" reichte ja meine Vorbildung nicht.

Papas Zornausbruch jedoch bei der leisesten Anspielung schreckte mich von dem Kampf um meine Freiheit ab. Ich denke, es war auch ein wenig schlechtes Gewissen seinerseits dabei: die Abwehr einer mißbilligenden Kritik über die Ergebnisse seiner Thätigkeit als Familienoberhaupt. Darum ließ ich's weitergehen.

Die anderen warten — also warte ich auch.

Und noch immer warte ich!

Vor acht Tagen erhielt ich von Tante Anna eine Einladung zu einer Abendunterhaltung.

Ich ziehe mein schönstes Kleid an, das heißt dasjenige, das meine Fehler am besten verdeckt und meine Vorzüge ins rechte Licht setzt.

Wie alle älteren Mädchen bin ich längst davon abgekommen, zu glauben, daß ein Kleid an sich schön ist. Ach nein! Die schmuckste Bluse wird häßlich, wenn sie meinen Teint nicht heller erscheinen läßt, als er in der That ist, oder wenn der Kragen um jenen Centimeter niedriger ist, der die kleine, dunkle Linse sichtbar werden läßt, welche meinen Hals „ziert“.

In dem angenehmen Bewußtsein, gut auszusehen — „wie kaum Zwanzig“ nach Mamas Urteil — gehe ich hin.

Trotzdem zittere ich. Das letzte Mal setzte mich Tante neben eine alte Stiftsdame. Ein Herr fehlte zur bunten Reihe, und bei mir war der Mangel eines Nachbarn am ehesten zu verschmerzen. Rechts von mir saß der älteste, eingefleischteste Junggeselle. Tantes Hausarzt. Mir persönlich lag ja nichts daran, aber Mutterchens vergrämtes Gesicht that mir leid, das nun noch vergrämter aussah.

Diesmal habe ich mehr Glück.

Links sitzt ein Bräutigam, der sich ganz seiner Braut widmet, rechts Doktor Meister, der in unserer kleinen Stadt so bekannte, so bewunderte Doktor Meister. — Ich bin später darauf gekommen, daß ich dies nur einer Zerstreutheit meines Onkels, der die Tischkarten verteilte, zu danken habe. Man sagt dem Doktor nach, er wäre ein Schöngeist und langweile sich in den trockenen, faden Kreisen unserer sogenannten „besten Gesellschaft“.

Ich fange das Gespräch an, wie eben alle derartigen Gespräche anfangen: man streckt langsam und vorsichtig die Fühler aus und tastet in der Geistesrichtung des Betreffenden nach einer verwandten Saite. Ich merke

gleich, daß Doktor Meister gar nicht aus seinem Schneckenhaus herauskommen will.

Er verzichtet im voraus auf eine Unterhaltung, da man ihm ein solches „Gänschen" zur Nachbarin gab.

Gott weiß, wie ich meinem armen Verstand die erste gescheite Bemerkung abringe, aber die trifft. Er hebt ein wenig den Kopf, zieht die Augenbrauen zusammen — so beleidigend erstaunt, daß es mich förmlich empört.

Alles, was an Witz und Humor in mir schon jahrelang geschlummert, erwacht — ich werde lebhaft.

Wir lachen, sprechen manchmal zugleich, wir trinken uns vorsichtig zu — es ist wie ein heimliches Einverständnis über uns gekommen.

Doktor Meister wird immer liebenswürdiger. Ich bemerke mit unendlicher Genugthuung, daß er mir den Hof macht, daß in seiner Stimme jener gewisse warme Oberton mitklingt, den die Männer für das Mädchen, das ihnen gefällt, in der Kehle haben.

Das Mahl ist aus. Jemand spielt Klavier. Die Jugend beginnt in dem rasch ausgeräumten Salon zu tanzen.

Wir haben auf dieses Vergnügen verzichtet. Wir sitzen auf Tantes winzigkleinem Balkon, der über dem Thore klebt wie ein Schwalbennest. Der Himmel ist klar und mit tausend Sternen durchwebt. —

Tantes üppige Tuberosen erfüllen mit ihrem Atem die Luft. Vom Salon tönen die Klänge des Walzers zu uns heraus, diese scheinheiligen Melodien, welche so heiter klingen und meine Seele durch ihre versteckte Klage so todwund machen. Nein — ich kann keinen Walzer hören!

Meine Freundin Nini tritt einen Moment zu uns und zieht sich nach einem Blick in unsere fröhlichen Gesichter wieder zurück.

Durch die Thür sehe ich sie mit ihrem Herrn flüstern und lachen.

„Gott sei Dank, daß die fortging!“ sagt Doktor Meister.

„Warum?“

„Sie hätte uns gestört — wir plaudern so hübsch!“

„Ach ja! Es ist schön, einmal etwas anderes zu hören als Salongespräche,“ seufze ich und verdrehe die Augen.

„Aber gefährlich, gnädiges Fräulein! Man sollte nie etwas anderes als hergebrachte Sachen sprechen,“ sagt er langsam.

„Warum?“ frage ich wieder.

„O, dann läuft man nie Gefahr, ein edles, begehrenswertes Herz kennen zu lernen, und verhütet, daß — man seines verliert.“

Ich bin verwirrt. Wie ein Blitz durchzuckt mich der Gedanke, daß mich dieser Mann lieben könnte.

Ach du Lieber — Guter! Wenn du, wenn du — mein armes, müdes, wundes Herz nehmen willst . . . Wenn du den unerschöpflichen Schatz jahrelang aufgespeicherter Gefühle heben willst . . .

Meine Stimme zittert. Es ist nichts mehr in mir von berechnender Klugheit.

„Wäre — wäre dies solch ein Unglück?“ frage ich endlich, mich mühsam beherrschend.

Doktor Meisters Hand, die auch auf der Brüstung liegt, rückt, als wollte sie nach ihrer kleineren, schwächeren Nachbarin fassen.

Ich wiederhole meine Frage.

„Nein — nein!“ sagt er. „Es wäre unendlich süß, mein liebes gnädiges Fräulein!“

Gott, wozu hast du die Tanten erschaffen? Nur zum Malheur, zur Züchtigung der Nichten?

Meine Tante tritt in dieser Minute in die Thür und

fordert uns mit süßlicher Stimme auf, uns doch der Gesellschaft zu widmen.

Ich weiß, warum ihre Stirne gerunzelt war. Wie kommt auch das ärmste und älteste Mädchen der Gesellschaft dazu, den Löwen des Abends für sich in Anspruch nehmen zu wollen?

Wir müssen dem entschiedenen Rufe Folge leisten.

Die alte Stiftsdame von neulich zieht mich, sobald wir den Saal betreten, ins Gespräch. Sie erzählt von armen kleinen Kindern, die man pflegen, von armen kranken Frauen, denen man helfen müßte, den Haushalt in stand zu setzen. „Einige edelherzige Menschen müssen sich zusammenthun und einen Verein für diese hehren Zwecke gründen," schnarrt sie neben mir.

In diesem Augenblick tritt Meister wieder zu uns. „Mein Fräulein, ich habe mich Ihrer Frau Mutter vorstellen lassen und die Erlaubnis erhalten, im Laufe der Woche meine Aufwartung zu machen."

„Es wird mich sehr freuen, Herr Doktor," entgegne ich mit versagender Stimme.

„Wann darf ich kommen? Darf ich nachmittags?"

„Gewiß — gewiß, kommen Sie nur nachmittags!"

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein!"

Mein Onkel spricht ihn an und zieht ihn mit sich.

Neben mir schnarrt die Stiftsdame weiter von Nächstenliebe, Samariterdiensten, kranken Kindern, Suppenanstalten . . .

Ich bin kein schlechtes Menschenkind. Aber jetzt — jetzt höre ich nichts. Alles Leid, alles Klagen, alles Elend liegt weit — weit hinter und tief unter mir.

Der grelle Mißton menschlichen Jammers wird übertönt vom Singen und Klingen eigenen Glücks.

Wir gehen bald nach Hause, Mama und ich.

Die Tante ist beim Abschied sehr frostig. „Ich sah

dich zuletzt mit Doktor Meister sprechen, Klara. Gleich danach ging er fort. Was hattet ihr denn?"

„Er bat um die Erlaubnis, uns besuchen zu dürfen, Tantchen!" antwortete ich triumphierend.

„So — so!" Ein schiefer Blick aus den Augenwinkeln verständigt sich mit ihrer eigenen Tochter.

Mama will nachher wissen, was das zu bedeuten hatte? Ich sage nichts. Ich drücke meine Hände fest gegen das klopfende Herz und schweige.

Dann liege ich ein paar Stunden lang in meinem Bette mit dem brennenden Wunsche, schlafen zu können, um morgen frisch auszusehen.

Es geht nicht.

Alle Worte wäge ich noch einmal, die wir gesprochen, sinne ihrer Bedeutung nach.

Endlich wird es hell, die Sonne geht auf. Ich begrüße sie mit einem Jubelschrei. An diesem Morgen begreife ich die Lerchen, die Schwalben, alle die Vöglein, die es drängt, sie, die Licht- und Lebenspendende, mit freudigen Trillern zu begrüßen.

Träge schleicht der Tag dahin.

Es ist vier Uhr.

Ich sitze in der Laube, von wo man am bequemsten das Gitterthürchen beobachten kann.

Ich bin heiter und ruhig.

Er wird wohl nicht kommen — heute noch nicht.

„Im Laufe der Woche," sagte er ja. Er wird also vielleicht übermorgen kommen, am Mittwoch.

Ab und zu nähe ich ein Kreuzchen ein in meine ewigen Tischläufer. Ich schaue den Schmetterlingen nach, die von Rose zu Rose flattern. Alles in mir ist ruhig, heiter, wie dieser stille, sonnenglänzende Nachmittag.

Friedlich sehe ich die Sonne sinken in ein Bett von rotgoldenen Wolken. Lila und graue Schleier verhüllen

es keusch — ein Schatten sinkt blitzschnell über meinen Garten und löscht die Farben und das Licht aus, wie eine Geisterhand.

Es ist Abend geworden! ... Er ist nicht gekommen.

Ruhig lege ich mich zu Bette und schlafe bis in den hellen Morgen hinein. Und krampfhaft suche ich diese Ruhe den Tag über festzuhalten. Mechanisch besorge ich meine kleinen Arbeiten im Haushalt.

Heute, vielleicht wird er heute kommen.

Heute schaue ich nicht den Faltern nach und nicht den Schwalben. Meine Uhr liegt vor mir auf dem Tisch. —

Um vier Uhr nehme ich mir vor, bis halb fünf Uhr nicht nach der Gitterthür zu schauen. Ich kann's ja hören, wenn sie sich in den Angeln dreht.

Mit übermenschlicher Anspannung halte ich's aus.

Da, jetzt knarrt die Thür. Ich stehe aufrecht — beide Hände auf den Tisch aufgestützt, zitternd — — —

Es ist der Gärtner, der irgendwohin geht.

Beschämt ergreife ich wieder die Handarbeit.

Ich male es mir aus.

Die Thür wird auf einmal kreischen — mit dem harten Ton, der mir eben alle Beherrschung genommen. Er kommt durch den Baumgang, an dessen Ende unsere Laube steht. Einen anderen Zugang hat ja unser Vorstadthäuschen nicht. — Ich sehe ihn kommen — ein paar Schrittchen kann ich ihm entgegengehen. Wir geben uns die Hand. — Wie meine Hände brennen! Sonst sind sie kalt. — Warum nur heute nicht? Es ist so hübsch, wenn man kühle Hände hat. — —

Minute auf Minute sinkt in die Ewigkeit hinab.

Es ist Abend. Das Haus, der Garten, die Straße sind übergossen von dem letzten sterbenden Licht.

Er ist nicht gekommen! —

Morgen — morgen sicher!

Ach du guter, barmherziger Gott, wenn dieses Morgen hinginge wie das Heute! Ich fürchte mich vor dem morgigen Abend. —

Diesmal schlafe ich nicht ruhig ein. Ich bete ein Vaterunser nach dem anderen . . .

Am Morgen wache ich auf mit dem deutlichen Bewußtsein, daß meiner heute ein feierlicher, ein schöner Tag wartet.

Ich kann nachmittags nicht fertig werden mit meiner Toilette. Mit Zornesthränen betrachte ich meine blassen Wangen und die tiefen Schatten unter den Augen.

Es ist halb fünf Uhr, als ich mein Plätzchen in der Laube aufsuche.

Mama ist in der Nachbarschaft zu Besuch.

Mir fällt ein altes Lied ein, das unser Dienstmädchen sang. Ich summe es vor mich hin bei meiner einförmigen Kreuzstichnäherei. Langsam schälen sich die halbvergessenen Worte aus meinem Gehirn los:

Täglich sitz' ich still in meinem Garten,
Dich, o mein Geliebter, zu erwarten.
Abendtau seh' ich auf Rosen blinken,
Purpurfarb' seh' ich die Sonne sinken. —
Verzuckt ist nun das letzte Fünkchen Licht —
Und du kamst nicht!

Täglich saß ich still in meinem Garten,
Dich, o mein Geliebter, zu erwarten.
Stumm sind längst der kleinen Vöglein Lieder,
All die Rosen sanken welkend nieder,
Das letzte Fünkchen Hoffnung ist verglommen:
Du bist nicht gekommen!

— — — — — — — — — — — —

Das Gitterthürchen!

Und durch den Baumgang schreitet meine Tante mit ihrer Tochter.

Ein leidenschaftlicher Zorn steigt in mir auf. Wenn sie bleiben! Wenn er kommt! —

„Nun, Klärchen, hat Doktor Meister schon seinen Besuch bei euch gemacht?" fragt sofort die Tante.

Also darum!

„Nein," sage ich trotzig.

Das Cousinchen lacht ein wenig spöttisch: „Du, gieb acht, Klara, das ist ein Gefährlicher! Der knickt dutzendweis die Mädchenherzen!"

„Ah, wirklich? Ist deines dabei, Aennchen?" Ich mache mein harmloses Gesicht, das mir schon so oft in Gesellschaft gute Dienste geleistet hat.

Tantchen ist etwas verschnupft über meinen Witz, aber sie geht trotzdem nicht.

Wenn sie nur gingen!

Er kann jede Minute kommen! Was mögen die Märtyrer gelitten haben, wenn man solche Qualen, wie ich sie ausstehe, gar nicht mitzählt zu den Peinigungen der Menschen!

Endlich — um sechs Uhr ist mir der glückliche Moment beschieden, wo das Gitterthürchen hinter ihnen ins Schloß fällt.

Ich bleibe allein. Allein mit meiner fieberhaften Aufregung. Ich plage mich nicht mehr mit Entsagung. Starr hängen meine Blicke auf der kleinen Thür.

Still, alles still! Kein Blatt rührt sich. Wie verzaubert liegt der Garten vor meinen Augen, hie und da fällt ein Rosenblatt zur Erde. — Sonst nichts — nichts! —

Das Schluchzen klopft mir in der Kehle.

Ruhig, nur ruhig! „Im Laufe der Woche," hat er gesagt. Es ist erst Mittwoch. —

Verzuckt ist nun das letzte Fünkchen Licht —
Und du kamst nicht!

Diese Nacht liege ich auf den Knieen lange vor meinem

Lager. Der Himmel hat sich umzogen, es regnet. Leise plätschernd schlagen die Tropfen gegen das Fenster.

Dieses sanfte Geriesel wiegt mich endlich in den Schlaf. Ich träume vom blauen Himmel, von Sonne und Rosen.

Und es regnet den ganzen Tag. Ich stehe am Fenster und schaue hinaus auf die Gartenwege, über welche graue Bächlein rinnen.

Der Regen hat meine Blumen niedergedrückt — die Nelken und Aurikeln. Kein Stückchen Himmel will sich zeigen. Ich hab' jede Hoffnung aufgegeben, daß Doktor Meister kommt.

Es regnet den ganzen Tag, die ganze Nacht. Es regnet noch Freitag morgens fort.

In mir ist alles still und tot.

Ich erwarte ihn nicht mehr. —

Die Sonne — ach — wo ist meine Sonne hingekommen?

Eine wahnsinnige Ungeduld befällt mich. Ich möchte die Wolkenfetzen herabreißen und tief hineinstampfen in die Erde.

Thränen laufen über meine Wangen.

Es ist Abend. — Wann wird die Sonne scheinen?

Auf einmal flutet sie herein durch die Fensterscheiben wie eine glückliche Verheißung. Sie nickt mir durch die Wolkenschleier einen Abschiedsgruß zu.

Auf Wiedersehen, du liebe Sonne du! —

Am Samstagmorgen ist sie da. Sie hat sich zeitig an die Arbeit gemacht und hat mit heißem Atem all die Nässe aufgesogen. Der Kies glänzt weiß, die Bänke und Tische sind trocken. —

Ich habe in der Laube alle die schwanken, verwirrten Zweige befestigt — ein paar Rosenstöcke aufgebunden. Nun sitze ich in meiner Ecke, tief hineingedrückt, mit zusammengekrampften Händen, klopfenden Pulsen.

Ich habe keinen Gedanken. Ich bin ein erbarmungswertes Jammergeschöpf. Jeder Nerv in mir lebt ein tausendfach gesteigertes Leben. —

Wenn es so noch lange dauert, werde ich wahnsinnig.

Warum, warum kommt er nicht?

Wird er nicht kommen? Nie?

Ich höre den Seufzer, der sich meinen Lippen entringt. Ein überquellendes Mitleid mit mir selbst und meiner thörichten, plötzlichen Leidenschaft überfällt mich.

Die Sonne, die schreckliche Sonne neigt sich. Sie wird zur Ruhe gehen in ihrem Prunkbette. Veilchenfarbene Schleier werden drüber fallen. Schatten werden alles verlöschen, was schön, glänzend und farbig war in meinem Garten — in meinem Leben.

Warum sollte er denn kommen? Wie käme die ältliche, arme Klara zu solch einem strahlenden Glück? Wenn er kommt, so bringt er ja das Glück mit. Wenn er kommt, so löst das Leben alle goldenen Versprechungen meiner Jugend ein.

— — — — — — — — — — — —

Er kommt nicht.

Es ist Abend geworden.

In mir ist alles erfroren von dem eisigen Hauch der Hoffnungslosigkeit.

Ein wildes, thränenloses Schluchzen erschüttert mich — da kreischt das Thürchen auf mit einem knarrenden Schrei, der meine Nerven zu zerreißen droht.

Er ist da. Durch den Garten kommt er daher mit raschen Schritten, um die Lippen ein Lächeln, in den Augen ein frohes Leuchten.

Er hält meine Hände in den seinen. „Ich war verreist, Fräulein Klara, ich konnte nicht früher kommen.“

„Und ich dachte, Sie wollten nicht kommen —“ sage ich.

„Nicht kommen wollen! Ach,. ich käme ja vom anderen Ende der Welt …“

— — — — — — — — — — — —

Er ist noch oft durch das kleine Gitterthürchen zu uns gekommen.

Und eines Tages traten wir zugleich aus dem Thürchen hinaus, um unsere Reise durch das Leben gemeinschaftlich fortzusetzen.

Eine Pforte zum bayerischen Hochgebirg.

Bilder aus Tegernsee. Von Ernst Montanus.

Mit 13 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wir sind vom Münchener Zentralbahnhof über Holzkirchen in ungefähr zwei Stunden nach Schaftlach gefahren, von wo eine Sekundärbahn die Sommerfrischler und Touristen, deren Ziel Tegernsee ist, nach Gmund bringt. Eine Fortsetzung dieser Lokalbahn bis nach Dorf Tegernsee ist zwar längst beschlossene Sache, konnte aber bisher noch nicht zur Ausführung gelangen.

Schon bevor die Bahn in den Gmunder Bahnhof am Nordende des Tegernsees einfährt, liegt der liebliche grünlichblaue Bergsee mit dem erhabenen Hintergrunde der ihn wallartig abschließenden Bergriesen vor den Blicken der Reisenden ausgebreitet. Grüne Matten und weite Wälder liegen um ihn herum und dazwischen in dem weiten Thalgrunde schmucke Häuser, hübsche Villen und das mächtige Klosterschloß mit den beiden spitzen Kirchtürmen — das ist das Gesamtbild von Tegernsee, einer der beliebtesten Sommerfrischen an den bayerischen Seen. Er ist halb Vorland-, halb schon ein wirklicher

Bergsee; bei Gmund stellt seine blinkende Fläche noch ein Tieflandsgewässer dar, weiterhin jedoch treten auf beiden Seiten Hügel und waldige Höhen an ihn heran, während an seinem Südende stattliche Alpenberge in weitem Kreise den Abschluß des entzückenden Bildes bilden.

In dem stiefelförmigen, 7 Kilometer langen, bis zu 2 1/2 Kilometer breiten See, dessen größte Tiefe 72 Meter beträgt, sammeln sich die aus den nahen Bergen thal-



Schloss Tegernsee.

abwärts kommenden Gewässer. Von der Tiroler Grenze eilen ihm zwei muntere Gebirgsflüsse, die Weißach und die Rotlach, zu. Wo sie sich am Südende in ihn ergießen, buchtet er sich doppelt aus: nach Westen hin in den unter dem Ringberge liegenden Ringsee, gegen Osten in dem Egerner See bei dem Dorfe Egern. Seinen nördlichen Abfluß bildet die Mangfall, die in breitem Bette nach Nordosten dem Inn zuströmt. Im Westen wird der See von dem Kampen (1651 Meter), dem Hirschberg (1709 Meter) und der Ringspitze, im Osten von dem

Bergzug, der ihn vom Schliersee trennt, und im Süden vom Setzberg (1720 Meter) und dem Wallberg (1734 Meter) eingeschlossen.

Die dem Wasserreichtum der Gegend entsprechende



Im Bräustübl des Schlosses Tegernsee.

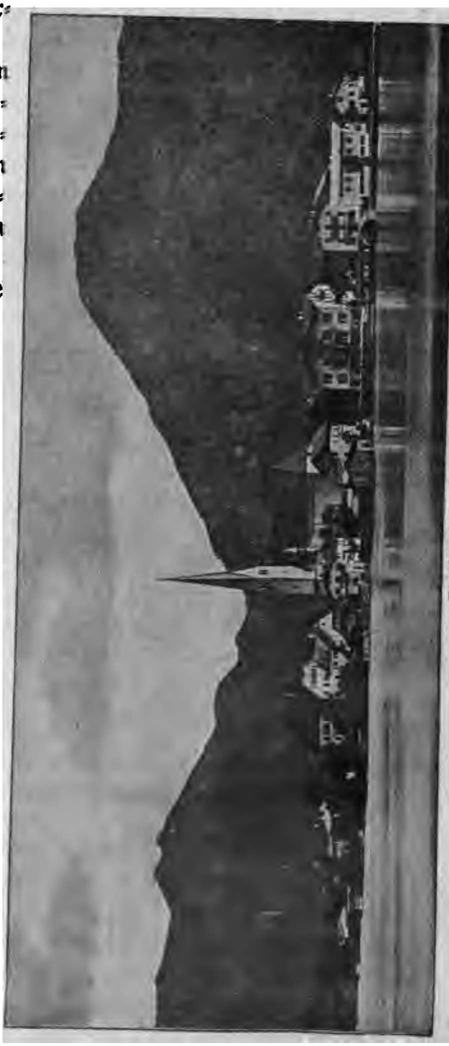
Feuchtigkeit der Luft und des Bodens fördert die schnelle Entwickelung und das Gedeihen der Pflanzenwelt, das sich schon in dem saftigen Grün der Matten und dem stattlichen Wuchs und üppigen Blätterschmuck der Bäume kundthut. Eine reiche Flora schmückt Wiesen und Berge; dichte, aus Laub- und Nadelholz gemischte Waldungen ziehen sich hinab bis an die Thalsohle, in der dagegen

Getreide nur spärlich gebaut wird, weil die klimatischen Verhältnisse seinem Gedeihen wenig günstig sind. 68 Prozent der Bodenfläche des Bezirks Tegernsee bedeckt der Wald, in dem Hunderte der muskelstarken und abgehärteten Holzknechte jahraus, jahrein beschäftigt sind. Daneben bildet die Viehzucht die Haupteinnahmequelle der Bewohner. Ueberall zwischen Wiesen und Bergeshainen schauen trauliche Almen hervor; von Mai bis Oktober weidet das meist braun und weiß gefleckte Vieh, der Reichtum der Bauern, auf den Matten.

Der Tegernsee ist landschaftlich abwechslungsreicher als die bayerischen Vorlandseen, auch führen schöne Straßen ganz um ihn herum. Kurz und treffend sagt Karl Stieler, der diese Pforte zum Hochgebirge so begeistert geschildert und besungen hat: „Der Landschaft fehlen zwar jene großen Züge, welche den Königssee so tiefsinnig und den Walchensee so leidenschaftlich machen, allein ihr Antlitz ist mit unendlichem Liebreiz gesegnet; es liegt eine Eintracht und eine Heiterkeit in diesen Formen, die das Herz erlöst, eine Schönheit, die uns nicht erschöpft, sondern labt und dauernd entzückt, weil wir sie dauernd ertragen können. Ringsum hat das Auge einen weiten Blick, und dennoch findet es überall wohlthätige Grenzen; die Berge sind felsig, ohne schroff — die Bewohner echt, ohne rauh zu sein.“

Kein Wunder daher, daß sich dieser liebliche Erdenwinkel eines von Jahr zu Jahr steigenden Fremdenzuzuges erfreut, der allerdings, in Verbindung mit der alljährlich wiederkehrenden Anwesenheit eines fürstlichen Hoflagers im Schlosse zu Tegernsee, auch die für den anspruchslosen Wanderer bedauerliche Folge gehabt hat, die Preise in den Gaststätten wesentlich in die Höhe zu schrauben. Es ist dort reichlich um ein Drittel teurer als etwa in München, und daß Tegernsee vorzugsweise

ein Sommeraufenthalt der feineren Welt ist, zeigen dem Kundigen schon die zahlreichen schönen Villen am Seeufer, die stattlichen Kaufläden im Dorfe Tegernsee und der lebhafte Wagenverkehr auf der Straße. Aber auf kurze Zeit kann auch der bescheidene Ausflügler an den Ufern dieses reizvollen Wasserbeckens, diesem prächtigen Eingangsthor in das Hochgebirge, weilen, ohne eine allzu schwere



Ansicht von Egern.

Schädigung seines Geldbeutels befürchten zu müssen, und so laden wir unsere Leser unbesorgt zu einer Tagespartie dorthin ein.

Die sich von Gmund am Ostufer hinziehende Landstraße führt allerdings über St. Quirin immer am See



Herzog und Herzogin Carl Theodor in Bayern.

entlang, bietet aber an heißen Tagen wenig Schutz gegen die Sonne. Am Gmunder Bahnhof stehen Post, Stellwagen und andere Gefährte, bei schönem Wetter ist aber der Wasserweg nach Dorf Tegernsee entschieden vorzuziehen. Deswegen sieht man gewöhnlich nach Ankunft eines jeden Zuges eine ganze Flottille von Kähnen den See in seiner Längsrichtung durchschneiden, alle der am Südostufer

gelegenen berühmten Sommerfrische zusteuernd. Die etwa einstündige Fahrt ist höchst genußreich. Gmund schräg gegenüber liegt das Dorf Kaltenbrunn mit einem Oekonomiegut des Herzogs Carl Theodor; von der dortigen Restauration aus genießt man die schönste Uebersicht über den ganzen See und die Gebirge. Die Boote legen deswegen unterwegs auch meist in Kaltenbrunn an und



Augenklinik des Herzogs Carl Theodor in Tegernsee.

fahren dann nach Tegernsee weiter. Neuerdings ist auch eine Motorbootverbindung Tegernsee—Wiessee—St. Quirin und Kaltenbrunn im Anschluß an die Züge der Lokalbahn Schaftlach—Gmund eingerichtet worden.

Das Westgestade des Sees ist still und ruhig; dort liegen vereinzelt Wiessee und Abwinkel, während am östlichen Ufer fast unmerklich eine Ortschaft in die andere übergeht. Das langgestreckte, etwa 1400 Einwohner zählende Dorf Tegernsee besteht in der Hauptsache aus der belebten,

sich am See hinziehenden Dorfstraße mit der Bürgermeisterei, dem Amtsgericht und Pfarramt, sowie aus den zahlreichen einzelnen Häusern und Gehöften, die sich am Alpbach hinauf bis an die Grenze des Hochwaldes hinziehen.

Am Südende der langen Ortsgasse, die den bezeichnen-



Das Stieler-Denkmal.

den Namen „der Streichriemen" führt, steht am See der mächtige Bau der ehemaligen gefürsteten Benediktinerabtei Tegernsee, des jetzigen herzoglichen Schlosses. Die langen weißgetünchten Wände der fensterreichen und von einem hohen rotbraunen Giebeldach überragten Front werden nur in der Mitte von der im Zopfstil gehaltenen Kirche mit zwei spitzen Türmen unterbrochen. Wir stehen hier

auf historischem Boden, und nur wenige Stätten in Deutschland vermögen sich einer so ehrwürdigen Vergangenheit zu rühmen, wie dieser stattliche, ein umfangreiches Viereck bildende Klosterbau.

Um die Mitte des 8. Jahrhunderts, unter den Agilolfingern, stifteten zwei Brüder aus vornehmem Geschlecht,



Das Sengerschloss in Tegernsee.

Adalbert und Oskar, das Kloster Tegarinseo in dieser Bergeinsamkeit. Es blühte rasch empor, ward aber von den Hunnen zerstört. Neu aufgebaut, ward Tegernsee im Mittelalter eine weitberühmte Heimstätte von Kunst und Wissenschaft, die bei seinen Mönchen eine erstaunliche Pflege fanden. Kaiser Friedrich Barbarossa ließ einen Teil seiner Bücherei in Tegernsee herstellen, welchen die kunstfertigen Mönche schrieben und mit farbenprächtigen Initialen und Miniaturen schmückten. Neben der Schön-

schreibekunst und Malerei wurde der Erzguß im Kloster gepflegt, auf das auch die Entstehung der Glasmalerei zurückgeführt wird. Holzschneidekunst, Freskomalerei und später Buchdruckerei fanden bei den frommen Vätern, die Kaiser und Könige bei sich zu Gaste sahen, eine Stätte, vor allem war aber auch die Poesie vertreten. Metellus, der in gereimten Hexametern die Wunderthaten des Schutzpatrons der Abtei, des



Auf der Landstrasse nach Kreuth—Achensee.

heiligen Quirinus, besang, wurde durch diese dem Virgil nachgeahmte Dichtung der erste Poet des Bayernlandes; Frohmund empfing mit einem Festgedicht den späteren Kaiser Heinrich II., vor allem aber war Werinher oder Werner von Tegernsee, der im 12. Jahrhundert lebte, als Dichter berühmt. Er war der Verfasser eines Gedichtes zu Ehren Mariens, dagegen rühren die allerliebsten Reime, die sich am Schlusse eines lateinischen Briefes von



Villa Niggl in Tegernsee.

ihm finden, wohl kaum von ihm selber her. Die Verse lauten, aus dem Mitteldeutschen wortgetreu übertragen:

„Ich bin dein,
Du bist mein,
Des sollst du gewiß sein.
Du bist beschlossen
In meinem Herzen;
Verloren ist das Schlüsselein:
Nun mußt du immer
Drinnen sein.“

Der Litterarhistoriker H. Kurz dürfte mit seiner Vermutung in betreff dieses kleinen Liedes recht haben, die er folgendermaßen ausspricht: „Es trägt so ganz offenbar das echte Gepräge eines aus dem Volke hervorgegangenen Liedes, es liegt die dem Volke allein so ganz eigentümliche schalkhafte Naivität so unverkennbar darin, daß wir keinen Augenblick zögern, es für ein echtes, aus den frühesten Zeiten stammendes Volkslied zu erklären.“

Einen bedeutenden Ruf genoß auch die Klosterschule, ursprünglich nur für geistliche Erziehung bestimmt; im vorigen Jahrhundert ward sie zu einer Studienanstalt erhoben, aus der namhafte Gelehrte hervorgingen. Das Kloster besaß wertvolle Sammlungen und eine Bibliothek, aus der bei seiner Aufhebung im Jahre 1803 nicht weniger als 5580 Bände, darunter 1478 Manuskripte und 1584 Inkunabeln, der Hof- und Staatsbibliothek in München einverleibt wurden. Bei der Säkularisation erstand ein Graf v. Drechsel das Kloster um den Spottpreis von 30,000 Gulden; er ließ den sogenannten Gastbau mit einer der herrlichsten Marmortreppen, welche die Kunstgeschichte kennt, niederreißen, und gewiß wäre noch manche anderweitige Barbarei an dem altehrwürdigen Kloster verübt worden, hätte König Max I. Joseph es nicht für sich erworben und zur Sommerresidenz erhoben. Der

Monarch ließ 1817 auch die einstige Kloster- und jetzige Pfarrkirche restaurieren, wobei die hohen Türme etwas niedriger gemacht wurden. Ein schönes Marmorportal führt in eine imposante, dreischiffige Halle; von der ältesten, 750 eingeweihten Kirche ist gar nichts mehr vorhanden, die jetzige hat Abt Konrad V. von 1471 bis 1478 erbauen lassen.



Mädchen aus Tegernsee.

Durch Erbschaft gelangte Schloß Tegernsee später an die herzogliche Linie des Hauses Wittelsbach, und gegenwärtig ist es der Lieblingssitz des fürstlichen Augenarztes, Herzogs und Dr. med. Carl Theodor, der mit seiner Familie regelmäßig die schöne Jahreszeit dort verbringt. In dem Krankenhaus von Tegernsee hat er eine Augenklinik eingerichtet, in der er während seines Verweilens in der Sommerfrische täglich Sprechstunden abhält und arm und reich unentgeltlich behandelt.

Den herzoglichen Hofhalt nimmt der östliche und südliche Teil des riesigen Gebäudevierecks auf, in der Mitte liegt die Kirche, und der nördliche Teil ist als herzogliche Brauerei eingerichtet. Ein überaus behagliches Lokal ist das „Bräustübl", in dem ein „Stoff" verzapft wird, der den Wettbewerb mit dem Münchener Hofbräu wohl aufnehmen kann. Es ist ein gewölbter Raum mit einer kleineren Nebenhalle. Tische, Bänke und Stühle sind von äußerst massiver Konstruktion und mit phantastischen Verzierungen versehen, während Künstlerhumor die weißgetünchten Wände mit allerlei heiteren Bildern versehen hat, die auch dem Tiroler Weinstübl nicht fehlen.

Unter den im Privatbesitz befindlichen Landhäusern steht obenan das hochgelegene sogenannte Sengerschlößchen, gegenwärtig dem aus Köln gebürtigen Herrn M. Kemmerich gehörend, der es im Jahre 1897 der deutschen Kaiserin für den Sommeraufenthalt zur Verfügung stellte. Von dem Erkerturm des durch den Münchener Architekten Gabriel Seidl in ein reizendes Rokokoschlößchen umgewandelten Landsitzes hat man eine Prachtaussicht auf das Dorf, den See und die im Süden und Westen aufragenden mächtigen Bergketten. Eine schöne Allee führt zu dem Gebäude, das sich auf dem Berghange im Hintergrunde terrassenförmig angelegter, geschmackvoller Gartenanlagen erhebt. Im Sengerschloß selbst wohnte damals die Kaiserin mit ihren beiden jüngsten Kindern, während die fünf älteren Prinzen in der unterhalb am Berghange stehenden Villa Niggl untergebracht waren. Hinter dem Sengerschloß zieht sich parkartig gehaltener Hochwald bis zur Neureut (1264 Meter) empor. Etwas weiter unten stehen im oberen Teil des Ortes das Krankenhaus mit der oben erwähnten herzoglichen Klinik, das Schulgebäude und das evangelische Kirchlein in romanischer Bauart mit schlankem Turm.

Auch von den Häusern der Eingeborenen machen viele einen sehr wohlhabenden Eindruck, und ihre schmucke Bauart mit dem breiten, sanft gesenkten Dach und der um den oberen Stock herumlaufenden „Laube“ erhöht den malerischen Reiz der Landschaft. Sie sind oft von schönen Obstbäumen umgeben, auch ein kleiner Garten mit bunten Blumen fehlt nie, und auf der „Laube“ prangen gleichfalls Verbenen, Rosen, Nelken oder Pelargonien in Töpfen und Truhen. Sehr erfreulich ist das Festhalten der dortigen Bevölkerung an ihrer Hochlandstracht, und zumal das Zusammenströmen der Berg- und Landbewohner zum sonntäglichen Gottesdienste, zu dem oft ganze Flottillen An-



Bursche von Egern.

bächtiger über den See herangefahren kommen, gewährt dadurch ein ungemein anziehendes Bild. Die Männer zeichnen sich vor den Bewohnern des Flachlandes durch Körpergröße aus; unter den Mädchen und Frauen von Tegernsee findet man viele sehr hübsche Gesichter. Mit Vergnügen wird der Fremde zuschauen, wenn die frischen



Die Gindelalm.

Gestalten der Burschen und Mädchen aus Tegernsee selbst, wie aus Egern und den anderen benachbarten Ortschaften in ihrer schönen Volkstracht auf dem Sapplkeller, der dem Schloß gegenüber am anderen Seeufer an einem Tannengehölz liegt, den originellen „Schuhplattler" tanzen.

Zahlreiche Aussichtspunkte und Ausflugsorte bieten sich dem Besucher von Tegernsee; wohl der lohnendste innerhalb der Ortsmarkung ist der auf das sogenannte Große

Paraplnie (800 Meter), eine offene Halle mit schirmartiger Bedachung. Gut erhaltene Fußwege führen sowohl von der Landstraße als auch namentlich durch schönen Lärchenwald hinter dem Schloß ganz bequem empor. Beim Anstieg von der Landstraße gelangt man zu einem Punkte, der einen wunderschönen Ausblick auf den See bietet. Dort erhebt sich unter alten Bäumen das Stieler-Denkmal



Das Paradebett in der Gindelalm.

von Dennerlein. Ueber einer Granitbank ist die Bronzebüste des Hochlandsdichters Karl Stieler (gestorben am 12. April 1885) aufgestellt, dessen irdische Ueberreste auf dem Tegernseer Friedhof ruhen. Das „Stieler-Haus" steht am südlichen Ende des Dorfes in einem Garten; der Vater des Dichters, der bekannte Hofmaler König Ludwigs I. und Schöpfer der Schönheitsgalerie in der Münchener Residenz, erbaute es. Gegenwärtig wird es von der wiederverheirateten Witwe des frühverstorbenen Dichters und seinen Töchtern bewohnt. Von dem großen

Parapluie aus eröffnet sich eine umfassende Aussicht, namentlich auf das Rottacher und Weißachthal; noch weiter reicht der Blick von dem eine Viertelstunde nördlich gelegenen Pfliegelhof.

Die bequemste Bergpartie, welche Tegernsee bietet, ist die auf die schon erwähnte Neureut über dem Sengerschlößchen. Oben steht ein Gasthaus, von dem aus man nicht nur den Tegernsee, den Schliersee und weit hinab ins Flachland sieht, sondern auch ins Gebirge hinein bis zum Venediger. Nicht weit von der Neureut liegt die vielbesuchte Gindelalm, wo man gleichfalls einkehren kann; Bier, Kaffee und Milch ist für die Labungsbedürftigen dort stets zu haben. Eine Merkwürdigkeit ist das bäuerliche Prunkbett im Stübchen der Sennerinnen. Die zahlreichen, prall gestopften und übereinander getürmten Unterbetten und Kissen reichen bis unter die Decke, so daß man eine Leiter nötig haben würde, um in dies Bettungetüm hineinzugelangen. Es ist jedoch nur zum Ansehen bestimmt, als ein Pracht- und Schaustück ländlicher Wohlhabenheit. Zum Schlafen dient vielmehr die unter der Bettstelle befindliche Truhe, deren Kasten abends hervorgezogen, und worin dann ein bescheidenes Lager zurecht gemacht wird.

Auch die schon erwähnten Dörfer Egern und Rottach, die am Südende des Sees mit ihren weißen Häuschen scheinbar aus den Wellen hervortauchen, sind beliebte Sommerfrischen. Von Egern führt die Poststraße über Wildbad Kreuth und die Tiroler Grenze nach dem Achensee. In der ganzen Reisezeit herrscht stets ein überaus lebhafter Verkehr auf dieser beliebten Eintrittsroute in das Hochgebirge. Neben dem schwerfälligen Omnibus, der Post und hochbepackten Lastwagen verkehren dort Mietkutschen und sogar feine Equipagen.

Bad Kreuth, das ebenfalls dem Herzog Carl Theodor

gehört und in dem kühlen Weißachthal liegt, wird in zwei Stunden zu Fuß erreicht und bildet daher ebenfalls einen beliebten Ausflugsort. Wer nicht von dort nach den lachenden Gestaden von Tegernsee zurückkehren will, der möge weiterziehen durch das Hochthal, bis sich die tiefblaue Fläche des Achensees, des schönsten unter den Tiroler Seen, vor ihm aufthut.

Auf dem Wildentenfang.

Jagdschilderungen von W. Kersten.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Eine etwa sechsundzwanzig Arten zählende Unterfamilie der Zahnschnäbler bilden die Schwimmenten, von den Gänsen hauptsächlich unterschieden durch die niederen Füße, wie von den Schwänen durch den kürzeren Hals. Sie sind über die ganze Erde verbreitet, finden sich aber zahlreicher in den heißen und gemäßigten Gebieten als im hohen Norden. Sie bewohnen das Meer wie die süßen Gewässer, suchen sich der strengen Winterkälte zu entziehen, indem sie wärmere Gebiete aufsuchen, und bilden während dieser Züge oft ungeheure Scharen.

Als Brutstätten werden recht versteckte Orte bevorzugt. Die Weibchen machen auf dem Boden aus verschiedenen Pflanzenstoffen eine tiefe Mulde, die sie beim Brüten mit den eigenen Dunen weich ausfüttern. Das Gelege besteht selten aus weniger als sechs Eiern, mitunter steigt die Anzahl sogar bis auf sechzehn. Die Brutzeit schwankt zwischen einundzwanzig und vierundzwanzig Tagen, dann schälen sich die Jungen aus den Eiern. Sie werden vom ersten Tage ihres Lebens an höchst geschickte, bewegliche Geschöpfe, laufen und schwimmen vortrefflich und lernen

von den alten Enten alsbald, unter dem Wasser mit großem Geschick nach Nahrung zu tauchen.

Alle Schwimmenten bringen durch ihr mit Recht geschätztes Fleisch, wie durch Federn und Dunen einen nicht unerheblichen Nutzen. Letzteres gilt ganz besonders von den Eiderenten des Nordens, die an den Küsten von Island, Grönland, Schweden und Norwegen u. s. w. in Gesellschaften von Hunderten von Paaren nisten. Auch bei ihnen umgiebt das Weibchen die Eier im Neste mit den feinen, seinem Unterleibe ausfallenden, zum Teil auch ausgerupften Dunen, die bekanntlich einen wichtigen Handelsartikel bilden.



Ente, aus dem Ei sich schälend.

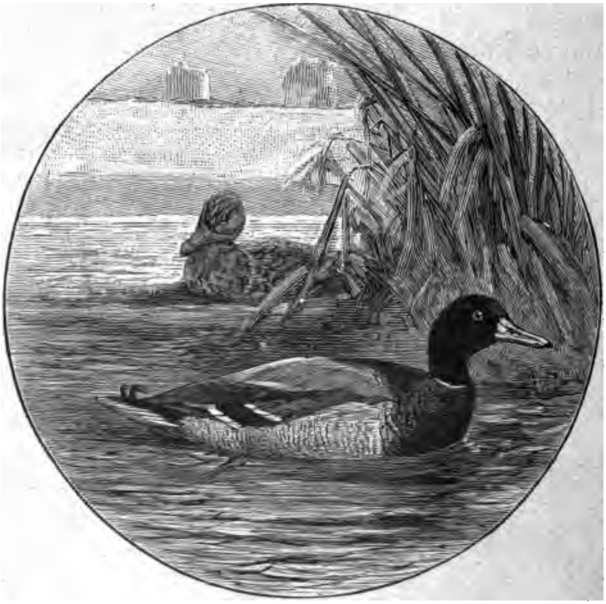
Im hohen Norden ist auch die schön gezeichnete Spießente heimisch, die in ihrer Haltung, wie im Gehen und Schwimmen vielfach an den Schwan erinnert, so wenig sie auch sonst ihr Entengepräge verleugnet. Besonders pflegt sie den Kopf und den langen Hals in schlängelnden Windungen zu bewegen, wie es keine andere Ente thut.



Enten, nach Nahrung tauchend.

Die **Wild- oder Stockente** verdient unter ihren Geschwistern schon deswegen eine besondere Beachtung, weil von ihr unsere Hausente herstammt. Mit noch einigen

anderen Arten bildet sie eine besondere Untersippe: die der Spiegelenten. Die männliche Wildente hat nach Brehm grünen Kopf und Oberhals, braune Vorderbrust, holz- oder graubraunen, dunkler gemischten, auf den Schultern grauweiß, braun und schwärzlich gewässerten



Ein Wildentenpaar.

Oberrücken, graue Oberflügel, prachtvoll blauen, beiderseitig weiß gesäumten Spiegel, schwarzgrünen Unterrücken und Bürzel und auf grauweißem Grunde sehr zart schwärzlich gewässerte Unterteile. Ein schmales, weißes Halsband trennt das Grün des Halses von dem Kastanienbraun der Vorderbrust; die Oberschwanzdeckfedern, von denen die mittleren sich aufwärts krümmen, sind schwarzgrün,

die Unterdeckfedern sammetschwarz, die Schwingen dunkelgrau. Hellbraun ist das Auge, der Schnabel grüngelb



Eiderenten.

und der Fuß blaßrot. Das Kleid des Weibchens ist zur Herbstzeit dem des Männchens ziemlich ähnlich, nur zeigt sich jenes auf Kopf und Hals dunkler gepunktet, am Unterhals und Kropf auf hell kastanienbraunem Grunde

mit schwarzen Mondflecken, auf dem übrigen Unterkörper mit braunen Flecken gezeichnet. Die Länge des Männchens beträgt 63 Centimeter, die Breite 104, die Fittichlänge 30, die Schwanzlänge 9 Centimeter, während das Weibchen etwas kleiner ist.

Das Verbreitungsgebiet der Wildente ist ein sehr ausgedehntes; es umfaßt ganz Europa und Asien, Nordamerika und Nordafrika. Die Wildenten ziehen im Winter südlicher; viele überwintern schon in Mitteldeutschland, die meisten gehen aber bis Südeuropa. Sie weilen bei uns von März bis Oktober oder November, um sich dann zu großen Scharen zu versammeln und die Reise nach Süden gemeinsam anzutreten. Bis nach Italien, Griechenland und Spanien zieht die Mehrzahl, einzelne auch bis Nordafrika oder bis in die entsprechende Breite von Südasien. Tausende und Hunderttausende von diesen Enten findet man von dieser Zeit an auf den Seen jener südlichen Länder, wo sie mitunter mehrere Geviertkilometer weit das Wasser bedecken und beim Auffliegen einen Lärm verursachen, der an das Getöse der Meeresbrandung erinnert. Den Rückweg treten sie im Februar, spätestens im März an.

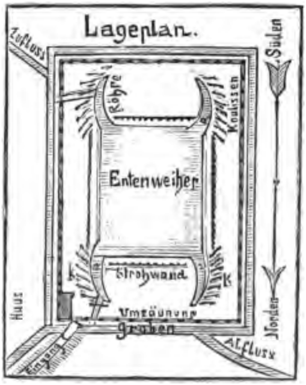
Den Lieblingsaufenthalt dieser Vögel bilden schilf- oder riedbedeckte Seen, Teiche oder Brüche. Selten nur trifft man sie auf freien Wasserflächen an, vorwiegend halten sie sich im Pflanzendickicht auf, wo sie gründelnd und watend unermüdlich den Schlamm nach Nahrung durchforschen. Die Wildente ist nämlich ein überaus gefräßiger Vogel, der die zarten Blätter oder Spitzen von Gräsern oder Sumpfgewächsen, Samen, Getreidekörner u. s. w., aber auch Würmer und kleine Fische verzehrt, ohne jedoch dadurch einen nennenswerten Schaden anzurichten.

Ihr ganzes Gebaren gleicht dem unserer Hausente,



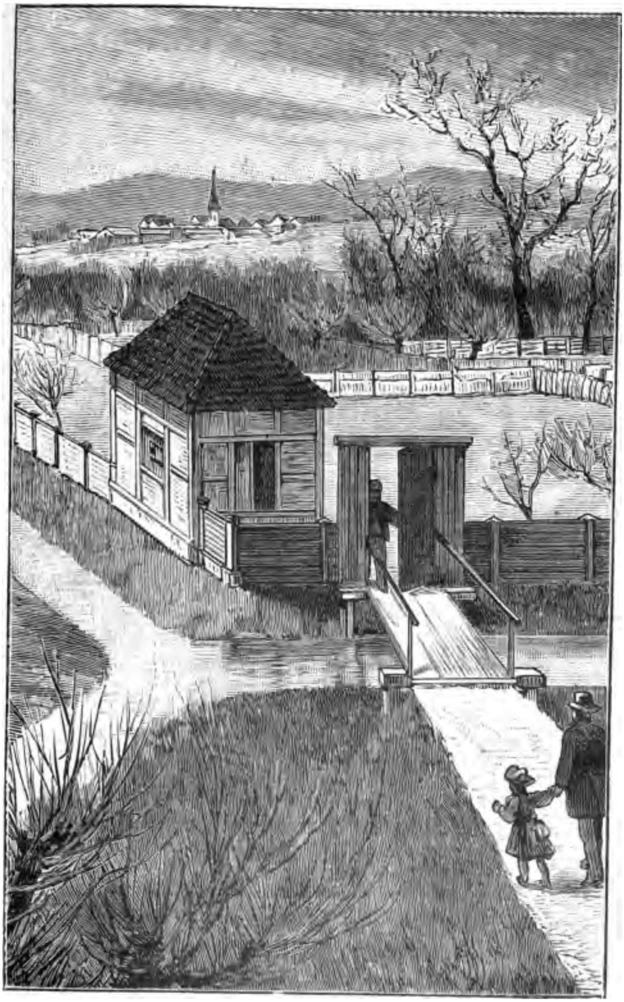
Die Spiessente.

auch die Stimme: das weithin schallende „Quak“ des Weibchens und das dumpfe „Quäk“ des Enterichs; indessen schwimmen, tauchen und fliegen die wilden Enten unvergleichlich besser als ihre zahmen Verwandten. Die Wildente besitzt scharfe Sinne und wohlentwickelte geistige Fähigkeiten. Sie ist vorsichtig und schlau, wird auch, sobald sie Verfolgungen erfährt, alsbald sehr scheu. Als geselliger und im allgemeinen auch verträglicher Vogel hält sie gern Gemeinschaft mit anderen Vögeln, namentlich mit Verwandten. Wenn man sie ganz jung mit den Hausenten aufzieht, läßt sie sich völlig zähmen.



Grundriss des Wildentenfanges bei Memprechtshofen (Baden).

Die Wildenten nisten auf Bäumen oder auf der Erde. Das Weibchen legt acht bis sechzehn längliche, hart- und glattschalige Eier von grauweißer Farbe, die genau so aussehen wie die der Hausente; es brütet vierundzwanzig bis achtundzwanzig Tage mit großer Hingebung. Die Jungen werden nach dem Ausschlüpfen noch einen Tag im Neste erwärmt und dann in das nasse Element gebracht, wo sie sich zuerst möglichst versteckt zwischen dichtem Riedgras, Schilf und anderen Wasserpflanzen bewegen. Die Mutter behütet sie mit ängstlicher Sorgfalt und sucht im Notfalle die Gefahr durch allerlei Versteckungskünste von den Kleinen ab- und auf sich selbst zu lenken; schwächeren Feinden aus der Tierwelt tritt sie mutig entgegen und schlägt sie oftmals in die Flucht. Die Jungen hängen



Der Eingang zum Entenfang.

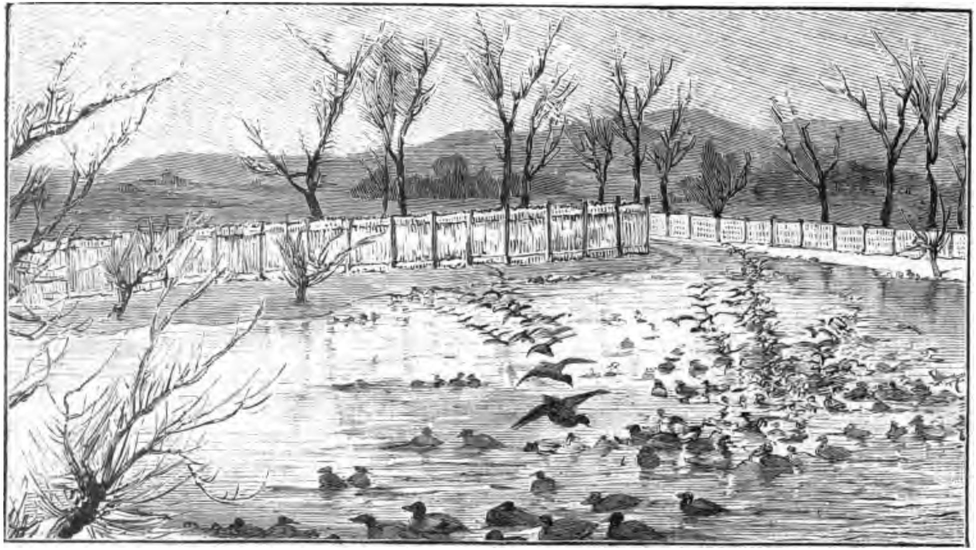
mit Liebe an der Mutter; sie entwickeln sich ungemein rasch und können nach etwa sechs Wochen bereits fliegen.

Der Enterich läßt das Weibchen treulos im Stich, sobald dieses zu brüten beginnt. Noch bevor die Jungen aus dem Ei schlüpfen, fängt die Mauser an, die sein farbenprächtiges Kleid in das unscheinbare Sommergefieder verwandelt. Letzteres wird kaum vier Monate hindurch getragen, um dann wiederum durch Mauser und Verfärbung in das Hochzeitskleid überzugehen. Gleichzeitig stellt sich auch die Mauser bei den Jungen ein, und nun vereinigen sich beide Geschlechter, alt und jung, verbringen den Herbst gesellig und treten schließlich gemeinsam den Zug in die Winterquartiere an.

In der Tierwelt hat die Wildente zahlreiche gefährliche Feinde. Fuchs und Fischotter erbeuten viele ausgewachsene Wildenten, während Iltis und Nörz namentlich den Jungen gefährlich werden. Eier und zarte Junge schleppen die Wasserratten fort; auch Rohrweihe und Milane, vor allem aber die großen Edelfalken, Habichte und Adler sind schlimme Räuber.

Allgemein geschätzt ist das Wildbret dieser Enten, und wenn ihre Scharen auf dem vorstehend geschilderten Zuge nach dem Süden unterwegs auf Seen und Teichen rasten, so wird diese Gelegenheit überall mit Eifer ausgenutzt, um Jagd auf sie zu machen.

Es gelangen dabei die unterschiedlichsten Jagd- und Fangarten zur Anwendung, um sich ihrer zu bemächtigen, und jahraus, jahrein werden sie zu vielen Tausenden erbeutet. Während des Winters findet man alle Märkte in Italien, Griechenland, Spanien und Aegypten geradezu überfüllt mit Wildenten. Zu den eigenartigsten und interessantesten Fangarten gehört die auf dem Wildentenfang bei Memprechtshofen in Baden eingeführte, die wohl eine eingehendere Schilderung verdient.

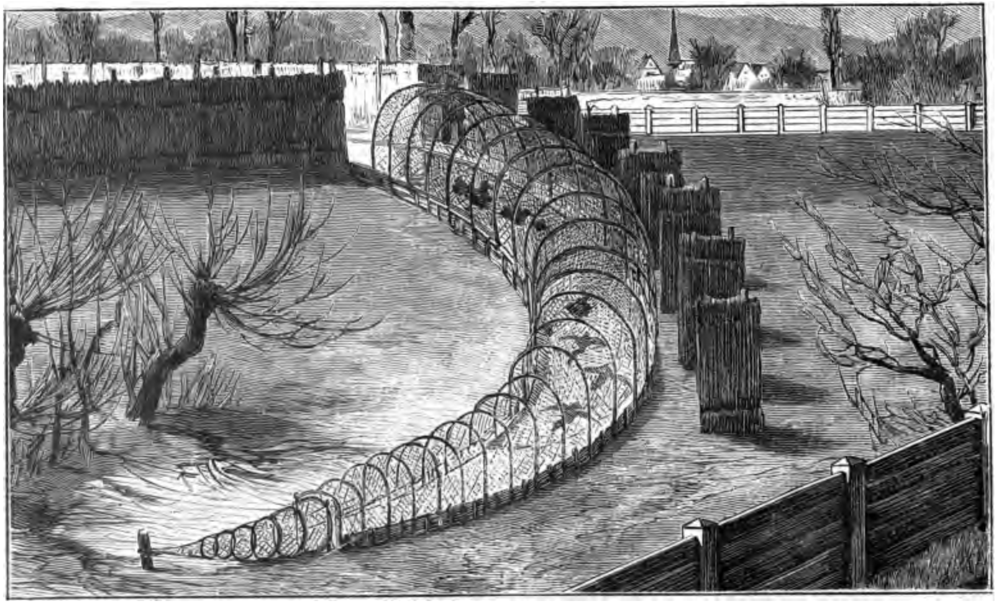


Der Entenweiher.

Dieser Wildentenfang liegt zwischen Memprechtshofen im Amte Kehl und dem Rheinstrom und umfaßt einen Flächenraum von nicht weniger als zehn Morgen. Die eigenartige und sinnreiche Anlage besteht bereits seit dem 16. Jahrhundert und ist Staatseigentum, das von dem badischen Domänenärar verpachtet wird. Nach außen hin ist die ganze Anlage durch einen Bretterzaun abgeschlossen, vor dem sich noch ein Wassergraben hinzieht.

Man betritt den Wildentenfang durch eine Thür in der erwähnten Holzumzäunung, zu der man über eine kleine Brücke kommt, die über den Wassergraben gelegt ist, und gelangt dann an einem Häuschen vorüber in das Innere (siehe Illustration S. 201). Hier befindet sich der Entenweiher (siehe Illustration S. 203), dessen Seiten je hundert Meter lang sind. Von jeder der vier Ecken aus, die nach den verschiedenen Himmelsgegenden zu gerichtet sind, zieht sich ein bachähnlicher Ausläufer, eine sogenannte Röhre, hin. Jede von ihnen ist in einer derartigen Krümmung angelegt, daß man ihr Ende vom Weiher aus nicht zu sehen vermag.

Diese Röhren (siehe Illustration S. 205) sind nun überspannt mit Netzen, welche immer niedriger werden und zum Schluß in das sogenannte Watsloff auslaufen. Das ist ein Fangnetz, das man mit den Enten, die sich darin gefangen haben, abnehmen kann. Ringsum ist der ganze Weiher bis zu den Röhren mit über zwei Meter hohen Strohwänden umstellt, während neben den Röhren Kulissen aus Stroh (siehe Illustration S. 206) von gleicher Höhe derartig schräg aufgestellt sind, daß die hineinschwimmenden Enten den Entenfänger und etwa anwesende Zuschauer nicht sehen können, wohingegen letztere durch Löcher in den Kulissen den Weiher und die betreffende Röhre zu überblicken vermögen. Die Speisung des Entenweihers mit Wasser geschieht von Süden her



Eine Röhre mit Netzen und Kulissen.

aus dem Renchbache; der Ablauf erfolgt nach Norden hin. Zur Zeit der großen Entenzüge im Winter sieht man den Weiher fast immer mit einer großen Anzahl dieser schmackhaften Vögel bedeckt, die dort meist eine längere



In den Kulissen.

Rast machen. Es wurden schon bis zu dreitausend Wildenten gleichzeitig auf dem Weiher beobachtet. Der Jäger, welcher mit ihrem Fang beauftragt ist, gehört einer Familie an, der dieser Posten schon seit langen Jahren übertragen wurde. Er versteht es meisterhaft, die Tiere zu überlisten.



Das Töten der Beute.

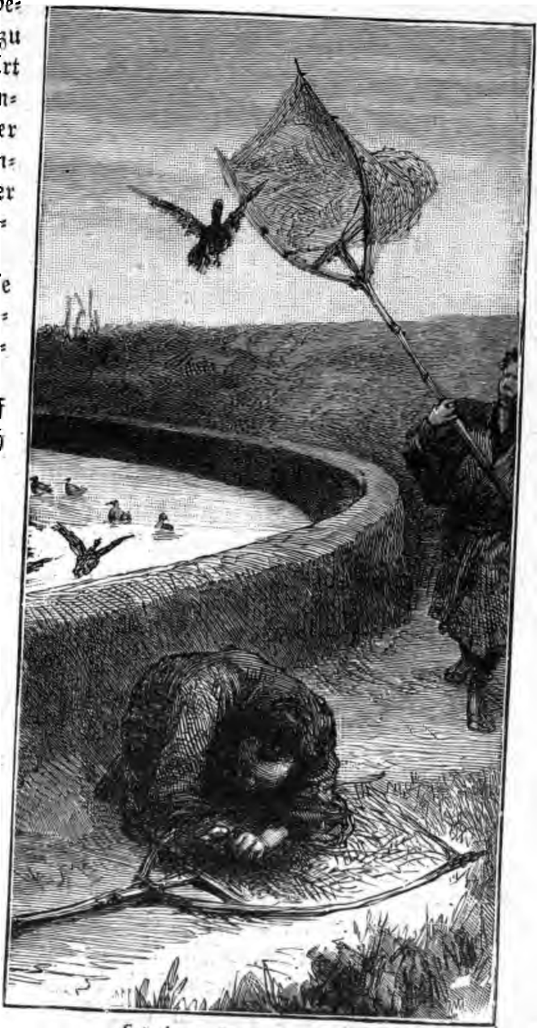
Zu diesem Zwecke richtet er in erster Linie zahme Lockenten ab, die sich unter die wilden mischen und auf einen Pfiff von ihm jedesmal anfangen, mit anlockendem Geschnatter einer Röhre zuzuschwimmen. Die wilden Genossen lassen sich dadurch arglos zum Nachfolgen verleiten. Sobald sie erst unter den Netzen sind, taucht alsdann der fuchsähnliche, äußerst intelligente Hund des Entenfängers zwischen den Kulissen auf und scheucht die Wildenten immer weiter vorwärts.

Zunächst versuchen sie erschrocken aufzufliegen, stoßen oben aber natürlich gegen die Netze und fliegen oder schwimmen nun in ihrer Angst immer weiter vorwärts.

Sitzen die Wildenten schließlich im Watsloff, so nimmt der Entenfänger es jedesmal ab, um den armen Gefangenen die Hälse umzudrehen (siehe Illustration S. 207). Die zahmen Enten dagegen kehren vergnügt um, sobald sie eine Anzahl ihrer wilden Geschlechtsgenossen in eine Röhre gelockt haben. Offenbar empfinden sie auch keinerlei Gewissensbisse über ihr verräterisches Thun, denn auf einen Pfiff ihres Gebieters beginnen sie ihr Spiel alsbald von neuem; übrigens gelingt ein zweiter Versuch nur selten an ein und demselben Tage. Sobald bei zunehmender Kälte der Weiher zufriert, ziehen die Wildenten von diesem sichtlich von ihnen bevorzugten Platze in südlicher Richtung weiter, von wo sie — wie oben erwähnt — im Februar oder März zurückkehren.

Um unseren Lesern noch ein interessantes Gegenstück zu dieser Art des Entenfanges vorzuführen, geleiten wir sie nunmehr nach dem fernen Ostasien, in das japanische Inselreich, dessen intelligente und betriebsame Bewohner das schmackhafte Wildbret der Enten ebenfalls gar wohl zu würdigen wissen. Die Vögel werden dort vielfach mit Netzen gefangen, die unseren Schmetterlingskätschern ganz ähnlich sind.

Es bedarf zu dieser Art des Fanges langer und umständlicher Vorbereitungen, sind diese aber einmal vollendet, dann darf man auch jahraus, jahrein einer ergiebigen Ausbeute sicher sein. Zuerst werden von den Jagdliebhabern oder von berufsmäßigen Jägern von einem kleinen stillen See aus, in dessen



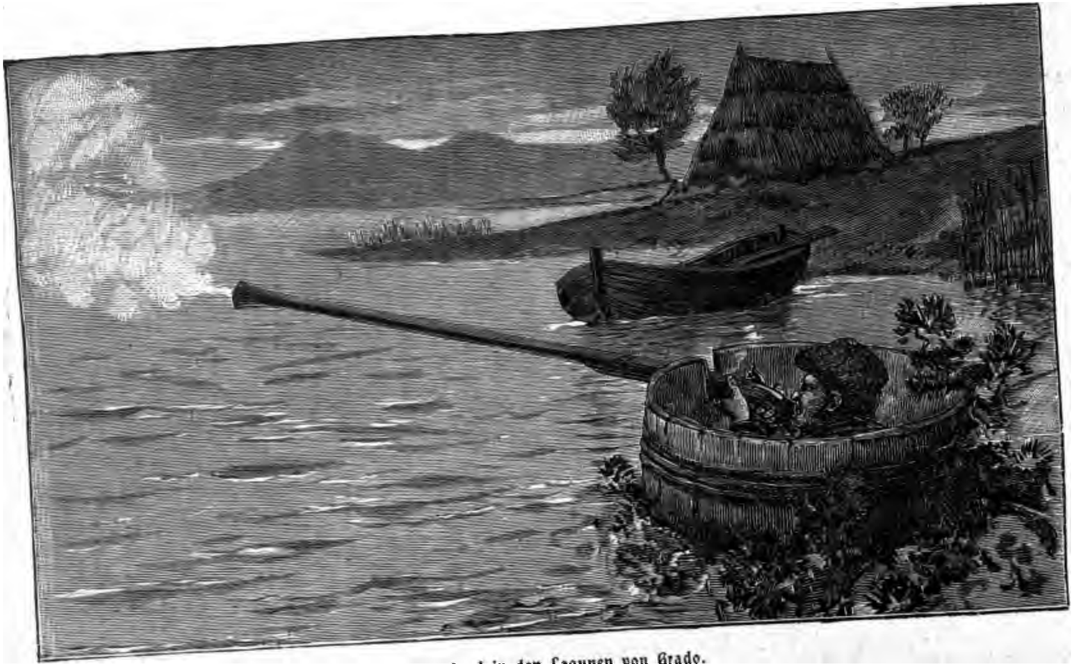
Entenfang mit Netzen in Japan.

Ried und Schilf die Wildenten wie bei uns mit Vorliebe nisten und zwar immer in großen Schwärmen, schmale Kanäle gezogen, jedoch nicht in gerader Linie, sondern bogenförmig. An dem Ende eines jeden dieser Kanäle wird eine ganz primitive Lockhütte errichtet, von der aus ein dickes hohles Bambusrohr bis nahe zum Wasserspiegel hinabgeht.

In jeder Lockhütte hält ein Mann Wache. Bald wagen sich einige Enten in den Kanal und nähern sich darin allmählich der Lockhütte. Nun streut der Wächter ganz behutsam Futter in die Bambusröhre, das unten in das Wasser fällt und von den Enten ohne Argwohn gefressen wird. Auf diese Weise gewöhnen sich die Enten in den Kanal. Sie stellen sich darin in immer zunehmender Anzahl ein und gewöhnen sich rasch auch an eine jeden Tag zu der gleichen Stunde stattfindende Fütterung.

Wenn man die Tiere erst einmal so weit gebracht hat, so kann der Fang beginnen. Die Jäger legen sich mit den oben erwähnten Netzen hinter die hohe und steile Böschung des Kanals, die bei diesem Fange eine sehr wichtige Rolle spielt, und harren dort lautlos und ohne sich zu rühren, bis die jetzt völlig sicher gemachten Enten bis zur Lockhütte geschwommen sind. Dort wird ihnen nun in gewohnter Weise Futter gestreut, sobald aber diese Fütterung im Gange ist, werden die Vögel von weiter unterhalb des Kanals her aufgescheucht.

Die verdutzten und erschreckten Enten wagen nicht zurückzuschwimmen, da ja von dort Gefahr droht, sie können aber auch nicht an den steilen Ufern des engen Kanals hinauflaufen, und somit bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich vom Wasserspiegel aus fliegend zu erheben. Das ist es aber gerade, worauf die im Versteck liegenden Jäger warten. Sie springen auf, schwingen ihre an Bambusstäben befestigten Netze und wissen die auffliegen-



Entenjagd in den Lagunen von Grado.

den Enten geschickt und genau in derselben Weise wie unsere Knaben ihre Schmetterlinge zu fangen. Das gleiche Manöver läßt sich dann Tag für Tag während der Fangzeit wiederholen, denn wenn die Vögel einmal an den Futterplatz gewöhnt sind, so kehren sie trotz ihrer sonstigen Scheuheit immer wieder dorthin zurück.

Aeußerst originell ist endlich eine Art der Entenjagd, wie sie in den Lagunen von Grado, in der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska (Oesterreich), mit Vorliebe betrieben wird: dort finden die Wildenten ein Revier, worin sie sich so recht heimisch fühlen, weshalb die Jagd fast regelmäßig ausnehmend ergiebig ist. Der Jäger steigt dazu in ein vier bis fünf Fuß hohes, wasserdicht verpichtes Faß, das von einem Gehilfen oder einem der Fischer aus der Gegend in das während der Ebbe am Strande ganz seichte Gewässer hinausgeschoben wird. Man wählt dazu natürlich solche Stellen, wo erfahrungsmäßig die Enten sich gern sammeln, um Futter zu suchen, oder wo in der Dämmerung ihr Strich vorüberführt.

Der Entenjäger hat eine besondere Flinte mit sehr langem, an der Mündung erweitertem Rohre; diese Entenflinte (schiopettone) ruht in einem Ausschnitte am oberen Rande des Fasses. Die Ladung ist scharf und reichlich, und so gelingt es dem Jäger, aus der sehr weittragenden Flinte mit der starken Schrotladung eine ganze Menge der scheuen Wasservögel oft schon mit einem einzigen Schusse zu erlegen. Diese Jagd kann so lange fortgesetzt werden, bis die Flut einzutreten beginnt, worauf der Gehilfe kommt und den Jäger in seinem Fasse wieder auf den Strand zieht. Beide fahren dann in einem Boote hinaus, um die auf den Wellen schwimmende Beute einzusammeln.

Mannigfaltiges.

Unbeabsichtigte Wirkung. — Im Jahre 1835 bereiste der englische Schriftsteller William Denbigh das gebirgige schöne Wales, teils zu seiner Erholung, teils auch aus litterarisch-geschäftlichem Interesse, denn sein Verleger hatte ihn ersucht, eine Beschreibung dieses Sommerausflugs zu liefern, und zwar in der praktischen Form eines Reisehandbuchs.

Bei dem Durchstreifen einer der malerischesten Gegenden von Wales gelangte unser Reisender eines Abends, weit abseits von den gewöhnlichen Touristenwegen, in ein einsames, romantisches Thal, wo er endlich ein armseliges Wirtshaus fand, in welchem er einzukehren und zu übernachten beschloß, weil schwere, schwarze Wolken heraufzogen und ein Gewitter ankündeten. Der Wirt Hugh Carpet und dessen Frau empfingen ihn mürrisch. Er bestellte ein Abendessen. Als dasselbe ihm gebracht wurde, hatte er durchaus keinen Anlaß, damit zufrieden zu sein.

„Haben Sie nichts Besseres?" fragte er. „Dies ist ja kaum zu genießen."

„Nein, Sir," sagte grob der Wirt. „Was ich auftischen kann, ist für meine Stammgäste aus der Nachbarschaft stets gut genug. Fremde Reisende verirren sich sonst niemals hierher, bin also nicht darauf eingerichtet; es ist mir auch gar nichts an solchen Leuten gelegen. Wenn's Ihnen bei mir nicht gefällt, dann suchen Sie sich meinetwegen ein anderes Wirtshaus."

„Wo denn?"

„Zehn Meilen von hier ist das nächste."

„Das ist zu weit entfernt. Ich muß also leider in dieser Spelunke bleiben."

„Spelunke sagen Sie?" Wütend nahm der Wirt eine Boxerstellung ein. „Sie haben mein Haus und damit mich selbst beleidigt."

„Bester Sir —"

„Deshalb müssen Sie sich mit mir boxen."

„Das möchte ich nicht gern, denn ich verstehe nichts von der Boxkunst. Ich bitte Sie lieber um Entschuldigung."

„Hole Sie der Teufel!"

Brummend verließ der grobe Wirt das Zimmer. Zitternd würgte der Reisende das schlechte Abendessen hinunter und trank dazu ziemlich guten Cider oder Apfelwein, immer in Angst und Besorgnis, daß der Grobian von Wirt ihn doch noch vor die Thür setzen werde.

Als der litterarische Gast mit dem Essen fertig war, legte er sein Notizbuch auf den Tisch und begann emsig zu schreiben. Das dauerte eine Weile. Unterdessen verzog sich das Gewitter. Es regnete freilich noch stark, donnerte und blitzte aber nicht mehr.

Da erschien der Wirt wieder. „Es ist jetzt Schlafenszeit," sagte er.

„Ich habe noch zu schreiben," bemerkte der Reisende.

„Was da!" rief grimmig Hugh Carpet. „Dummes Zeug! Das können Sie ein andermal thun. Mein Wirtshaus ist keine Schreibstube. Kann überhaupt die Federfuchser nicht leiden. Es ist schon spät. Glauben Sie, daß ich Ihretwegen noch länger aufsitzen will? Marsch! hier wird nicht lange gefackelt!"

Er blies dem Gaste das Licht vor der Nase aus, nahm ihn dann mit starker Hand am Arm und führte ihn in ein Hinterzimmer, wo er ihm ein schlechtes Bett anwies.

Zuerst konnte William Denbigh nicht einschlafen, so empört war er wegen der ihm widerfahrenen Behandlung. Dann aber beruhigte sich sein Gemüt, und er nahm allmählich die Sache mehr von der humoristischen Seite. Doch beschloß er, sich zu rächen. „Ich will in meinem Reisehandbuch dem Kerl einen Denkzettel anhängen, der für ihn nichts weniger als schmeichel-

haft sein soll und geeignet, alle in Wales Reisenden vor seinem miserablen Wirtshaus zu warnen," dachte er und entschlummerte endlich.

Am folgenden Tage reiste er weiter und dann noch einige Wochen im Lande umher, bis er seinem Zwecke genügt hatte.

Als er wieder in London war und das Reisehandbuch für den Druck ausarbeitete, beschrieb er in demselben auch als besonders reizend und sehenswert jenes abgelegene romantische Thal, machte aber gewissenhaft darauf aufmerksam, daß das darin befindliche Wirtshaus keineswegs empfehlenswert sei. Und über die Persönlichkeit Hugh Carpets schrieb er folgendes: „Der Wirt ist ein sonderbares Original und der ärgste boxlustige Grobian in ganz Großbritannien."

Das gut und zweckmäßig verfaßte Werk machte viel Glück und erlebte in fünf Jahren ebenso viele Auflagen. Als die sechste erscheinen sollte, meinte der Verleger: „Es mag sich seitdem doch mancherlei verändert haben in Wales. Praktisch wäre es, Sir, wenn Sie wieder einmal, wenn auch nur flüchtig, jene Gegenden durchstreifen wollten, um von solchen etwaigen Veränderungen Notiz zu nehmen, wonach wir dann die sechste Auflage als eine erweiterte und verbesserte ankündigen könnten."

William Denbigh war mit dem Vorschlag einverstanden und begab sich unverzüglich auf die Reise nach Wales.

Nach einiger Zeit gelangte er abermals in das einsame romantische Thal. Da gewahrte er dort zu seinem Erstaunen nicht mehr die armselige Spelunke, sondern ein ganz neu erbautes und sehr schönes Wirtshaus.

Ein Mann erschien vor der Thür. Es war Hugh Carpet. Er sah den Schriftsteller scharf an. „Sir!" rief er. „Ha, Sie sind es! Ich erkenne Sie."

„Was wünschen Sie?" fragte Denbigh.

„Sie waren vor etlichen Jahren schon einmal hier und haben ein Buch über Ihre damalige Reise geschrieben."

„Woher wissen Sie das?"

„Ei, ich besitze es selbst. Fremde Besucher machten mich darauf aufmerksam. Sie haben darin etwas über mich drucken lassen. Bitte, Sir, kommen Sie doch ins Haus!"

„Das möchte ich unter solchen Umständen lieber nicht.“

„Befürchten Sie nichts, bester Sir! Sie sollen aufs herrlichste bewirtet werden, denn Sie sind mein größter Wohlthäter.“

„Wieso denn?“

„Sie haben mein Glück gemacht.“

„Darüber möchte ich doch gern etwas Genaueres erfahren,“ dachte Denbigh. Er verfügte sich also ins Wirtshaus, welches in den inneren Räumen recht komfortabel ausgestattet war.

Carpet setzte ihm eine Flasche Wein vor und begann gemütlich: „Jene auffallende Notiz veranlaßte es, daß viele Touristen hierher kamen aus Neugier nämlich, um das sonderbare Original von Wirt zu sehen, den boxlustigen und ärgsten Grobian Großbritanniens. Ich wurde sozusagen eine Sehenswürdigkeit. Alljährlich kommen jetzt Hunderte von Reisenden, teils mit, teils ohne Spleen, hierher. Das bringt viel Geld ein.“

„Und Sie sind dann noch immer ebenso grob wie früher?“

„Das muß ich sein, schon aus Geschäftsrücksichten. Manche verlangen sogar, daß ich mich mit ihnen boxen soll. Nun, das thue ich denn auch, zerbläue sie tüchtig und stelle sie dadurch bestens zufrieden. Vor einem Vierteljahr besuchte mich zum Beispiel der tolle Marquis v. Waterford mit seinem Freunde Lord Eglinton. Ersterer boxte sich mit mir, denn er wollte dies durchaus, und so that ich ihm den Gefallen, worauf er mir sagte, ich wäre ein Prachtexemplar von Wirt, und er wolle mich allen seinen Bekannten empfehlen.“

„Sie sind also mit meiner Notiz sehr zufrieden?“

„Aber ganz gewiß!“ rief Hugh Carpet.

„Soll sie beibehalten werden in der neuen Auflage meines Buches, die demnächst erscheinen wird?“

„Ich bitte inständig darum.“

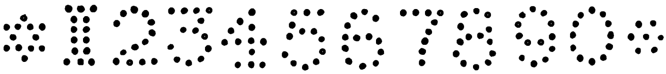
„Das ist doch wirklich recht merkwürdig,“ dachte Denbigh, „ich wollte diesen Grobian bestrafen und habe ganz unabsichtlich dadurch seinen Wohlstand bewirkt!“

Die Notiz in der neuen Auflage fiel auf speziellen Wunsch des Wirts noch schärfer aus als die erste und war auch nach wie vor von bester Wirkung. F. L.

Neue Erfindungen: I. Schutz gegen Fälschungen der Beträge auf Checks, Wechseln u. s. w. — Ein sehr häufig vorkommender Kniff der Betrüger besteht in den Fälschungen der Beträge auf Checks, Wechseln und anderen unterschriebenen Wertpapieren, die oft so raffiniert ausgeführt werden, daß eine rechtzeitige Entdeckung ungemein schwierig ist. Schon seit längerer Zeit schützen sich große Bankinstitute und Geschäftshäuser dadurch wirksam gegen solche Schädigungen, indem sie alle derartigen Papiere mit ausgeschnittenen, beziehungsweise perforierten Ziffern versehen, hinter die dann farbiges Papier geklebt wird. Die dazu dienenden, mehr oder minder komplizierten Apparate sind aber alle ziemlich teuer. Erheblich billiger und zugleich praktischer und dauerhafter ist der jetzt in den Handel gebrachte neueste Wesley Check-Perforator, der gleichzeitig mit dem Perforieren die Ränder der Löcher mit unauslöschlicher Tinte färbt, so daß bei diesem Apparat die Mühe des Hinterklebens wegfällt. Die Maschine, deren einfache Handhabung keine weitere Anleitung erforderlich macht, ist mit 10 Zahlen sowie einem Stern,



Der neueste automatische Wesley Check-Perforator.



Die Zeichen des neuesten Modells.

der vor und hinter die Summen gesetzt wird, und einem Zeichen zur Trennung der Dezimalstellen versehen. Das Papier bewegt sich automatisch weiter, und die perforierten und gefärbten Zahlen können weder geändert, noch entwertet oder ausradiert werden. Der billige und einfache Apparat gewährt somit einen unbedingt

sicheren Schutz gegen die oben angedeuteten Fälschungen und verdient daher die Beachtung aller Interessenten. E. M.

II. Ein Stopfapparat. — Das Stopfen der Strümpfe ist ohne Zweifel eine sehr nützliche und für das Bestehen des zivilisierten Haushaltes unerläßliche Arbeit, aber erhebender oder unterhaltender Art ist sie nicht, und manche geplagte Mutter einer zahlreichen Familie, die aus der Flickerei und Stopferei gar nicht herauskommt, wird schon laut und leise darüber geseufzt haben, von unseren jungen Mädchen, die, statt die Haustochter zu spielen, heutzutage lieber Doktorin oder Advokatin werden möchten, ganz zu schweigen. Da nun aber das Bestreben

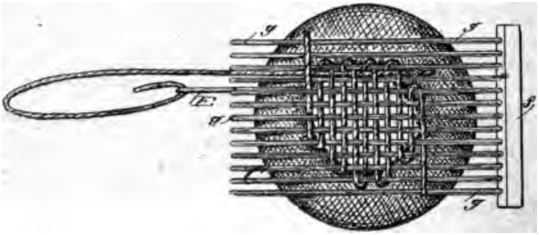


Fig. 1. Stopfapparat.

einiger begeisterten Kneippvereine, Sandalen- und Barfußgeherklubs, daß die Menschheit auf den Gebrauch der verweichlichenden Strümpfe ganz verzichten möge, in absehbarer Zeit schwerlich in Erfüllung gehen, das Strümpfestopfen also noch für die nächsten Generationen bei der holden Weiblichkeit obligatorisch bleiben wird, so ist es wenigstens mit Freude zu begrüßen, daß diese unangenehme Arbeit durch einen Stopfapparat, von dem wir zwei Abbildungen geben, wesentlich bequemer und leichter gemacht werden kann. Zu dem Apparat gehört ein Stopfkissen, das auf einem mit Fuß versehenen Ständer festsitzt. Ueber die obere Fläche des Kissens wird der zu stopfende Strumpf durch einen Gummiring (Fig. 1) an der schadhaften Stelle aufgespannt. Dann wird der „Kamm", ein Gitterwerk C (Fig. 1 und 2) so aufgelegt, daß er das zu stopfende Loch bedeckt. Je nach der Größe werden entsprechend Zinken (g) in die Leiste f eingesetzt

oder herausgenommen. Hierauf wird mittels des Fadenführers D (Fig. 2) der Faden, dessen Ende mit einem Finger festgehalten wird, um die einzelnen Zinken hin und her gewickelt. Dies geht ziemlich schnell vor sich. Die Fadenreihen werden von Zeit zu Zeit dicht aneinander geschoben und, nachdem eine entsprechende Fläche auf dem Kamm aufgewickelt ist, mit demselben Faden mittels einer Stopfnadel untereinander und mit dem Strumpfe so verbunden, daß der Faden zuerst durch den Strumpf und dann mit der Nadel an seitlichen Führungsnuten an den Kammzinken entlang geführt wird, so daß die darauf sitzenden Fadenlagen mit der Stopfnadel aufgereiht werden. Nach jeder Durchführung des Fadens durch die Lagen wird er wieder mit dem

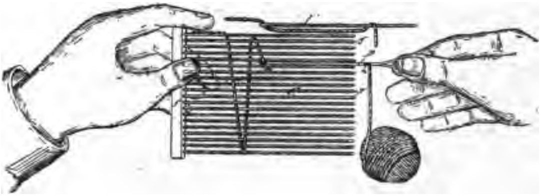


Fig. 2. Stopfapparat.

Strumpf verbunden. Ist auf diese Weise der Faden durch alle Zinken hindurchgeführt, so ist die Arbeit beendet, und ein vollkommen glattes Gewebe hergestellt, da die bei der gewöhnlichen Stopfmethode durch die verschiedenen Fadenenden entstehenden Unebenheiten vollständig fortfallen. F. Z.

Wahrsagende Träume. — Der französische Astronom Camille Flammarion erzählt in seinem Buche „Das Unbekannte und die psychischen Probleme“ zwei Träume, für deren absolute Glaubwürdigkeit er sich verbürgt. Der eine wurde ihm von seiner Mutter mitgeteilt. „Im Sommer 1882 wohnte eine meiner Schwestern mit ihrem Mann und ihren Kindern in dem Städtchen Nogent; mein Vater hatte sie begleitet, und meine Mutter war in Paris geblieben. Alle Kinder meiner Schwester waren ganz gesund, und man hatte keinerlei Sorge ihretwegen. Da träumte meine Mutter, daß sie von meinem Vater einen Brief empfängt, in dem sie folgenden Satz liest: „Ich bin der

Bote einer traurigen Nachricht: der kleine Heinrich ist soeben gestorben, fast ohne krank zu sein, infolge von Krämpfen." Beim Aufwachen sagte meine Mutter zu sich: „Es ist nur ein Traum, Träume sind Schäume." Eine Woche darauf aber kam ein Brief meines Vaters mit der Mitteilung der Thatsache in genau denselben Worten. Meine Schwester hatte ihren jüngsten Sohn infolge von Krämpfen verloren."

Der zweite Traum wurde Flammarion von einem jungen Journalisten in Paris erzählt, der am „Siècle" Mitarbeiter war. Er hieß Emile de la Bédollière, und seine Heirat war einem vorahnenden Traume zu danken. In einer kleinen Stadt in Mittelfrankreich, in La Charité sur Loir, lebte ein junges, schönes Mädchen. Mehrere Freier bewarben sich um ihre Hand; einer von ihnen besaß ein großes Vermögen, und die Eltern begünstigten ihn. Aber Angèle Robin liebte ihn nicht und schlug ihn aus. Da, als sie durch die ständigen Bitten ihrer Familie zum Aeußersten getrieben war, sah sie im Traume einen jungen Mann im Reiseanzug, der einen großen Strohhut und eine Brille trug. Beim Erwachen erklärte sie ihren Eltern, daß sie entschieden den Bewerber ausschlagen und noch warten würde, da sie nur den ihr Bestimmten heiraten werde. Im Sommer darauf wurde der junge Emile de la Bédollière von einem seiner Freunde zu einer Reise nach Mittelfrankreich veranlaßt. Sie kommen durch La Charité und besuchen ein Gartenkonzert. Bei ihrer Ankunft erkannte das junge Mädchen sofort in ihm jenen Mann, den sie im Traume gesehen, und einige Monate darauf war sie verheiratet. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er in diese Stadt kam."

Diese seltsame Heiratsgeschichte ist nach der Behauptung Flammarions nicht einzig in ihrer Art. Er könnte noch mehrere ähnlicher Natur anführen und verrät dabei auch, daß Janßen, der bekannte französische Astronom, im voraus im Traum von seiner späteren Frau gesehen worden ist, ziemlich lange bevor sie einander vorgestellt wurden. C. T.

Die ersten automatischen Verkaufsapparate. — Die modernen automatischen Verkaufsapparate, die im Laufe von wenigen Jahren sich in ungeheurer Anzahl über die gesamte zivilisierte Welt verbreitet haben, sind zuerst von einem Engländer Namens

P. Everitt hergestellt worden, und da der in Anwendung gebrachte Mechanismus durch ein britisches Patent geschützt wurde, so glaubt man allgemein, daß der sinnreiche Apparat eine Erfindung der Neuzeit sei und ähnlich dem Fahrrade, dem Phonographen, dem Kinematographen 2c. zur Zahl der neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Technik gerechnet werden müsse.

Diese Anschauung ist indessen eine irrtümliche, da ähnliche Vorrichtungen schon im grauen Altertum in Gebrauch waren.

Die ursprünglichen Erfinder derartiger Vorrichtungen waren ägyptische Priester, die nach Berichten Herons von Alexandrien den Aberglauben des Volks sich zu nutze machten und vor den Tempeln der Himmelsgöttin Isis wunderwirkende Urnen zum Einwerfen von Geldstücken aufstellten.

Der älteste Verkaufsautomat, von welchem Heron berichtet, ist sowohl seiner mechanischen Einrichtung wegen, namentlich aber auch bezüglich der genialen, kommerziellen Idee, die seiner Schaffung zu Grunde lag, in hohem Grade bemerkenswert. Die Vorrichtung als solche war von ziemlich primitiver Beschaffenheit, aber der Mann, der zuerst den Gedanken faßte, gegen Einwurf eines Geldstücks eine Ware zu liefern, die den Priestern keine Kosten verursachen, zugleich aber die Benutzung des Apparats obligatorisch machen sollte, muß ein kaufmännisches Genie ersten Ranges gewesen sein. So wurde denn dem gläubigen Volke, wenn die Gebete von Erfolg gekrönt sein sollten, zur Pflicht gemacht, vor Betreten des Tempels der Isis sich mit einigen Tropfen heiligen Wassers zu besprengen. Die Beschaffung dieser angeblich von der Göttin Isis eigenhändig gelieferten Flüssigkeit konnte aber nur durch das Opfern einer 5 Drachmenmünze bewerkstelligt werden, und zwar durch Einwerfen dieses Geldstücks in einen Schlitz, unter welchem eine kleine Röhre befindlich war, aus welcher dann die wenigen kostbaren Tropfen herausflossen. Diese Apparate erwiesen sich jahrhundertelang als eine Quelle enormen Einkommens für die ägyptischen Priester, was dadurch erklärlich wird, daß gleichzeitig Gesetze erlassen wurden, welche jede Untersuchung der Vorrichtungen streng untersagten, ja Uebertretungen derselben mit der Todesstrafe ahndeten.

In Herons Werken ist die mechanische Einrichtung, welche diesem ältesten automatischen Verkaufsapparat zu Grunde lag, eingehend geschildert.

Das eingeworfene Geldstück fiel, genau wie bei unseren heutigen Warenspendern, durch eine Leitungsröhre auf einen ausbalancierten Hebelarm, infolgedessen ein Verschlußventil, das am Boden eines mit Wasser gefüllten Gefäßes befindlich war, für kurze Zeit geöffnet wurde und solcher Art den Austritt einer geringen Quantität Wassers durch die Ausflußröhre veranlaßte. Man muß zugestehen, daß, was die Einfachheit und Billigkeit der Vorrichtung, namentlich aber was den kommerziellen Erfolg derselben anbetrifft, kein automatisches Verkaufswerkzeug unserer Zeit sich mit jenem alten Zauberapparate vergleichen läßt.

Von Aegypten aus gelangten später die Verkaufsautomaten zu den alten europäischen Kulturstaaten, woselbst sie ausschließlich zur Lieferung von Verkaufsobjekten, namentlich von Erfrischungen eingerichtet wurden und sich somit nur unwesentlich von den jetzt gebräuchlichen Vorrichtungen unterschieden. Im alten Rom waren bereits derartige automatische Verkaufsapparate auf den öffentlichen Verkehrswegen aufgestellt, vornehmlich solche, welche gegen Einwurf eines Geldstücks eine bestimmte Quantität Wein verabfolgten, woher auch die Sitte stammt, daß die Römer bei ihren Ausgängen fast stets ihren Trinkbecher bei sich führten.

Die Erfindung der Verkaufsautomaten datiert also bis ins graueste Altertum zurück, und die Priorität gebührt wahrscheinlich einem unbekannt gebliebenen ägyptischen Mechaniker. M. Pleßner.

Freut euch des Lebens! — Während eines Aufenthalts in Wien (1821—1823) folgte der Komponist Rossini öfters der Einladung des Fürsten Metternich zum Mittagessen.

Eines Tages fragte ihn der Fürst: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt, Maestro?“

„Durchlaucht, ich arbeite an einer Oper, die „Semiramis“ heißen soll. Ich bin jetzt gerade an der Stelle angelangt, wo die assyrische Königin Semiramis ihren toten Gemahl in einer heroisch-tragischen Arie beweinen soll, aber —“

„Aber? Es fehlt Ihnen wohl ein passendes Motiv dazu?" fragte Metternich.

„Durchlaucht haben es erraten. Es fehlt mir eine Melodie, die den Schmerz, die Klage gehörig und deutlich zum Ausdruck bringt," erwiderte Rossini nachdenklich.

Ueber das feine Diplomatengesicht des Fürsten glitt ein schalkhaftes Lächeln. „Solche von Schmerz und Klage erfüllte Melodien haben viele deutsche Lieder. Ich werde Ihnen gleich einmal eines vorsingen."

Und Metternich sang zum größten Erstaunen seiner Gäste Nägelis allen Deutschen bekannte Melodie zu: „Freut euch des Lebens."

Rossini war entzückt. Er verstand den deutschen Text nicht und lauschte nur der Melodie. Als der Fürst geendet hatte, rief er: „Ich danke Euer Durchlaucht für den Genuß, den Sie mir bereitet haben. Aus dieser Melodie spricht eine süße, ergreifende und dabei gewaltige Melancholie, wie ich sie gerade für meine Arie brauche. Sowie ich nach Hause komme, werde ich dieses prachtvolle Thema bearbeiten."

Und so kommt es, daß der deutsche Hörer in Rossinis Oper „Semiramis" plötzlich zuerst in der Ouverture und dann in einer Arie Töne an sein Ohr bringen fühlt, die ihm auffallend bekannt dünken und die nichts anderes sind als „Freut euch des Lebens". D.

Ein originelles Haus. — Den Rumpf eines abgetakelten Segelschiffes, einen sogenannten Hulk, benutzt man in tropischen Ländern an fieberschwangeren, sumpfigen Flußmündungen häufig als Wohnstätte für die dort Handel treibenden Europäer, sowie als Warenlager. Der Hulk wird in der Mitte des Flusses verankert, sein Verdeck mit einem Bretterhaus überbaut, und die Angestellten der Faktorei kehren, nachdem sie tags über an Land ihren Geschäften nachgegangen sind, stets vor Sonnenuntergang an Bord des Hulks zurück, um dem Schlafen auf dem gefährlichen Fieberboden zu entgehen. Der Hulk bietet ein verhältnismäßig gesundes Unterkommen Mit der Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse durch Kultivierung des Bodens wird dann über kurz oder lang der Hulk überflüssig. In origineller Weise hat man sich aber in Alt-Kalabar an der westafrikanischen Küste

einen alten, ausgedienten Hulk nutzbar gemacht. Er war eine Reihe von Jahren zu Handelszwecken benutzt worden und fing an, undicht und altersschwach zu werden. Man fürchtete, er werde sinken. Die Bewohner ließen ihn darauf eines Tages



Ein Schiffshaus in Alt-Kalabar (Westafrika).

bei einer besonders hohen Flut an das Ufer laufen und füllten, als die Ebbe eingetreten war, ringsum so hoch Erde auf, daß das Wasser nicht wieder herantreten konnte. Nachdem noch der Decküberbau erhöht und außen eine ordentliche Treppe angebracht worden war, entstand ein höchst originelles Haus, das

Wohnungen und Warenlager der Kaufleute enthält, und von dem wir unseren Lesern eine nach einer Photographie angefertigte Abbildung geben. F. Z.

Ein König als Verkäufer. — Nichts übertrifft an verschwenderischem Glanze die Bälle, welche Napoleons Bruder Hieronymus zu Kassel gab, als er im Jahre 1807 in den Besitz von Westfalen gekommen war. Während des Faschings von 1810 sah man in dem Saale, wo der große Maskenball gegeben wurde, am Eingange eine verschlossene Bude aus Mahagoniholz. Jeder war neugierig, was in derselben verborgen wäre. Witzlinge meinten, der König wolle sich durch den Anblick derselben an seinen ehemaligen Stand eines Handlungsdieners erinnern. Als der König mit seiner Gemahlin in der reichen Tracht eines armenischen Händlers in den Saal trat, ward die Bude geöffnet. Und was erblickte man in derselben? Goldene Uhren, Brillantringe, Halsketten, Dosen u. s. w. in großer Fülle. Das königliche Paar trat in die Bude ein und suchte mit französischer Geschäftigkeit Käufer anzulocken. Niemand wagte es zuerst, sich zu nahen. Endlich faßte einer der Minister Mut; er suchte sich eine goldene Repetieruhr aus, fragte nach dem Preise und erhandelte sie. Als er mit dem Verkäufer einig war, und es zum Bezahlen kommen sollte, erklärte er, daß er um Kredit bitten müsse, indem er die nötige Summe augenblicklich nicht bei sich trage. Hieronymus überreichte dem Käufer mit vieler Artigkeit die Uhr und holte ein großes Kontobuch hervor, in welches er den Namen des Schuldners, die Uhr und den Preis eintrug. Nachdem man sich so überzeugt hatte, daß man hier ohne Geld kaufen könne, war die Bude bald von Kauflustigen umdrängt. Alle suchten etwas zu erhalten und ließen sich in das Schuldbuch eintragen. Eine Dame suchte sich einen Brillantschmuck aus, die andere einen türkischen Shawl; der eine Herr nahm einen Diamantring, der andere eine goldene Dose 2c. Am anderen Morgen schickte König Hieronymus allen seinen Schuldnern die Rechnung quittiert ins Haus.

Diese Galanterie wäre ganz artig gewesen, wenn sie nur nicht auf Kosten der mit ungeheuren Abgaben belasteten Unterthanen wäre veranstaltet worden. C. T.

Der Verlobungsring, welcher von der Braut während ihrer Brautzeit allein, nach der Hochzeit aber neben dem Trauring getragen wird, spielt in England und Amerika eine große Rolle. Er ist gewöhnlich ein Brillantreif und nach der Größe dieses Brillanten und nach dem Werte des Ringes beurteilt die englische und amerikanische Dame die Größe der Zuneigung ihres Verlobten. Da England und Amerika aber überhaupt reich an Absonderlichkeiten sind, darf man sich nicht wundern, wenn man auch von höchst sonderbaren Verlobungsringen hört. Sie sind oft so extravagant, daß man an dem Verstand der Spender und Empfänger zweifeln könnte, wenn man nicht gleichzeitig wüßte, daß der Aberglaube nirgends so groß ist, als in England und Amerika.

Auch der Krieg in Transvaal hat die Absonderlichkeiten bei den Verlobungsringen wieder um Einiges vermehrt, und es gehört englische Anschauungsweise und englischer Geschmack dazu, um einzelne der durch den Krieg verursachten Extravaganzen zu begreifen und schön zu finden. Das Unschuldigste ist noch, daß irgend ein Liebender, der im Krieg verwundet wurde und dem man ein Stück aus dem Schienbein amputierte, einen Teil dieses Knochens zu einem Ring für die Geliebte verarbeiten läßt, der nun diamantengeschmückt den Finger der Schönen ziert. Extravaganter ist es schon, wenn ein reicher englischer Offizier im Felde durch Kauf alle Ringe von den gefallenen Regimentskameraden an sich bringt und sich die Steine aus diesen Ringen ausbrechen läßt, um sie in einen einzigen Ring verarbeiten zu lassen, den er seiner Braut als Verlobungsring überreicht. Hat doch ein anderer Engländer es fertig gebracht, seiner Verlobten einen Brillantring zu schenken, der sieben Diamanten enthielt, und zwar stammte jeder Diamant aus dem Besitz eines gefallenen Buren. Daß natürlich Stückchen von Granatsplittern, Teile von Bleikugeln, welche Verwundungen des Freiers herbeiführten, ebenfalls zu Verlobungsringen verarbeitet werden, ist jetzt nach dem Kriege selbstverständlich.

Für die Größe des englischen Aberglaubens aber liefert wohl den besten Beweis der Umstand, daß es gang und gäbe in England ist, eiserne Verlobungsringe aus gefundenen Hufeisen her-

stellen zu lassen. Natürlich werden auch diese eisernen Ringe mit Gold montiert und mit Brillanten besetzt. Besonders extravagant war die Idee eines Mannes, der sich aus unglücklicher Liebe zu erschießen versuchte. Er traf sich nur schlecht, wurde geheilt, und die Dame, um deretwillen er sich töten wollte, wurde durch seinen Selbstmordversuch so gerührt, daß sie sich entschloß, ihn als Freier anzunehmen. Er ließ den Verlobungsring aus einem abgeschnittenen Stück des Laufes der Pistole, mit der er sich hatte erschießen wollen, herstellen und verehrte ihn seiner Braut.

Als eine besondere Aufmerksamkeit betrachtet es die englische Braut, wenn ihr der Verlobte einen Ring schenkt, der von dem Finger einer ägyptischen Mumie stammt, und Ringe aus Glas, aus Holz, aus Marmor u. s. w. sind nichts Seltenes, wenn sich an das Material nur irgend eine Erinnerung, sei es persönlicher oder historischer Art, knüpft. A. O. K.

Der erste Reifrock. — Eine belgische Dame, Frau v. Hereren, trug den Reifrock zum erstenmal am 21. Juni 1700 in Paris. Diese Dame, welche im Punkte der Mode zu jener Zeit maßgebend war, erschien dort in einer Gesellschaft nicht wie sonst in einer Robe, die in dichten Falten herabfiel, sondern in einem Reifrock, der rückwärts aufgebauscht war. „Wenn nun auch dieser Wulst beim Niedersitzen sich an der Stuhllehne emporsträubte," heißt es darüber, „und nichts weniger als kleidlich und schön war, so sah man doch bereits vier Wochen später auf allen Promenaden die rückwärts aufgebauschte Robe mit der Einlage aus Stahlreifen."

Bald wurde der Reifrock in der Damenmode maßgebend; er beherrschte sie bis in die Schreckenstage der Guillotine. 1714 schrieb eine deutsche Frau ein Buch zur Verteidigung des Reifrockes, das den Titel führte: „Eines gelehrten Frauenzimmers Gutachten über die Contusch- und Reiffenröck. Gedruckt in Meissen anno 1714." Die weibliche Streitschrift endete mit dem Urteile, daß sich die Herren lieber selbst bei der Perücke fassen und diese lächerliche Mode geißeln sollen, anstatt des „unschuldig bauschenden Reifrockes, und daß die Herren der Schöpfung eigentlich aussehen wie ein Rockstecken oder anatomierter Hering".

Dagegen sang ein Bekämpfer des Reifrockes:

„Es kann kein Kavalier mehr neben ihnen gehen,
Er muß beinah drei Schritt vom Frauenzimmer stehen,
So daß — will er von diesem auch nur einen Kuß,
Er solchen mit Gefahr des Lebens wagen muß.
Denn wer den Honig wollt' von ihren Lippen saugen,
Der muß itzt Stühl und Bänk und Feuerleitern brauchen."

K. N.-Str.

Die Beute des Verbrechers. — Die Summen, welche allein in Bargeld in die Hände der Verbrecher fallen, sind erstaunlich; es giebt Einbrecher, die im Laufe ihres Lebens mehr als hunderttausend Mark „verdient" haben. Noch nie aber hat es einen erwerbsmäßigen Verbrecher gegeben, weder in Deutschland, noch in irgend einem anderen Kulturstaat, der durch sein Handwerk reich geworden ist. Denn hier heißt es im wahren Sinne des Wortes: „Wie gewonnen, so zerronnen," und alle erwerbsmäßigen Diebe, Betrüger, Einbrecher u. s. w. verthun und verschleudern ihre Beute in der unsinnigsten und kindischesten Weise.

Keinem fällt es ein, einen Sparpfennig für Zeiten der Not zurückzulegen. Bei verbrecherischen Frauen findet man das eher, aber auch sehr selten. Der männliche Verbrecher denkt sicher nicht daran. Die Verbrecher in allen Kulturstaaten verhalten sich dabei vollständig gleich. Ein Teil des erbeuteten Bargeldes oder des Erlöses aus dem gestohlenen Gut geht allerdings für das „Brennen" darauf, das heißt für Bezahlung der Mitwisser. Ist von einer Gaunerbande ein großer Schlag gemacht worden, so wissen zahlreiche außerhalb der Bande stehende Verbrecher um die Sache, und sie „brennen" ihre Genossen, das heißt, sie verlangen von ihnen Beuteanteile unter der Drohung, sie sonst zu verraten. Im ungünstigsten Falle beträgt das Geld, das für das „Brennen" ausgegeben wird, aber höchstens ein Viertel. Von den anderen drei Vierteln befriedigt der Verbrecher vor allem seine Eitelkeit. Er schafft sich feine Wäsche, Kleidungsstücke, Hut und Ueberzieher an. Er hat eine besondere Vorliebe für Schmucksachen, für goldene Uhren und Ketten. Dann führt er ein lustiges Leben, wobei schlechter Champagner, in obskuren Kneipen ge-

trunken, eine große Rolle spielt. Dieses Champagnertrinken ist auf die Großmannssucht und Eitelkeit des Verbrechers zurückzuführen. Er trinkt nämlich den Champagner nicht etwa allein, sondern er traktiert bekannte und selbst ganz unbekannte Leute damit. Endlich ist fast jeder Gewohnheitsverbrecher ein leidenschaftlicher Spieler, und da die sogenannte Gaunerehrlichkeit, welche die Verbrecher angeblich untereinander ausüben, nichts als eine Fabel ist, so giebt es auch in diesen Kreisen gerissene Falschspieler genug, die ihre minder geschickten Genossen gründlich ausplündern.

Alles dies bewegt sich noch auf dem Gebiete des normalen Geisteslebens. Aber die Verbrecher verschwenden ihr Geld noch auf andere, fast an Verrücktheit grenzende Weise. Zu diesen gehört das Fahren, sei es im Wagen, sei es mit der Eisenbahn. Viele Verbrecher scheinen geradezu an einer Art Fahrsucht zu leiden. Ein amerikanischer Gauner zum Beispiel, dem viele tausend Dollar durch einen Einbruch in die Hände gefallen waren, verwendete den größten Teil seiner Beute dazu, um sich Extrazüge zu mieten, mit denen er nach Orten fuhr, wo er Freunde und Verwandte hatte. Ein Berliner Laufbursche, der Unterschlagungen begangen hatte, fuhr eine Woche lang auf dem Verdeck der Omnibus und Straßenbahnen hin und her, weil er ein unbeschreibliches Vergnügen am Fahren empfand. Aus dem Kassenbuch eines englischen Gauners, das vor kurzem veröffentlicht wurde, ist zu ersehen, daß dieser Mensch innerhalb vierzehn Tagen sechshundertvierzig Mark für Droschken und Eisenbahnen ausgegeben hat. Ein anderer Einbrecher hatte die Leidenschaft, vierspännig zu fahren; er mietete, sobald er Geld besaß, Vierspänner für den ganzen Tag, um seiner Leidenschaft frönen zu können.

Ein Einbrecher ist bekannt, der eine Art verrückter Neigung zu Automaten hatte und täglich bis fünfzehn Mark dazu verwendete, solche in Bewegung zu setzen.

Einen ebenso thörichten Gebrauch von dem erbeuteten Gelde machen die Taschendiebe, welche in großen Städten eine Ernte halten, von deren Reichhaltigkeit sich der Uneingeweihte kaum eine Vorstellung macht. Hundert Mark sind durchschnittlich die

Tageseinnahme eines geschickten Taschendiebes; wenn es ihm aber gar gelingt, eine Brieftasche mit großen Kassenscheinen oder ein gut mit Gold gefülltes Portemonnaie zu ergattern, beträgt seine Beute oft Tausende. Noch nie aber hat man einen Taschendieb gefunden, der etwas zurückgelegt hätte, der daran gedacht hätte, daß er einmal alt und unfähig zum Stehlen wird. Auch der Taschendieb vergeudet das Geld in geradezu kindischer Weise.

Wenden wir uns von den erwerbsmäßigen Verbrechern zu den Gelegenheitsverbrechern, so bezeigen die Gerichtsverhandlungen, die man in allen Tageszeitungen findet, wie thöricht die Leute mit dem gestohlenen Gelde umgehen. Was thut denn der Kaufmannslehrling, der mit einer größeren Summe zur Post geschickt wird, der Versuchung unterliegt und mit dem Gelde durchbrennt? Er kauft sich neue Kleidung, er vernascht oder vertrinkt einen Teil des Geldes, verpraßt Hunderte in liederlicher Gesellschaft, kauft sich dressierte Papageien, Musikspieldosen oder womöglich eine Uniform, um einmal darin spazieren zu gehen und darin verhaftet zu werden, und ein halbwüchsiger Bengel von sechzehn Jahren bringt es fertig, innerhalb vierzehn Tagen die Summe von dreitausend Mark bis auf einen geringen Rest vollständig zu verausgaben. Gewöhnlich hat er in einem solchen Taumel gelebt, daß er gar nicht weiß, wo das Geld geblieben ist.

Was thut denn der Kassierer, der die Kasse beraubt und die Flucht ergreift? Er spielt den Vornehmen und Reichen, praßt und schlemmt und macht sich meist durch seine unsinnigen Ausgaben so verdächtig, daß er ergriffen wird. Die Berliner Kriminalistik kennt einen einzigen Fall, wo ein Verbrecher, und zwar ein durchgebrannter Bankkassierer, mit dem Gelde vernünftig umging. Er hatte ungefähr dreihunderttausend Mark aus der Kasse entwendet. Fünfzehn Jahre später fand man ihn als Brauereibesitzer in einer kleinen österreichischen Stadt wieder. Mit gefälschten Papieren und unter angenommenem Namen hatte er sich hier eine Brauerei gekauft, sich sogar verheiratet und es zu Ansehen gebracht. Es mag hie und da auch vorkommen, daß ein Hehler, der durch sein unsauberes Geschäft viele Tausende

verdient hat, sich am Abend seines Lebens zurückzieht, um ganz „ehrlich" als Rentner zu leben. Einen Einbrecher aber, der Geld auf die Seite gebracht hätte, um davon zu leben, giebt es nirgends.

Den vorstehenden Ausführungen entgegen zu stehen scheint der Umstand, daß fast jeder Verbrecher eine „Kabore" hat, das heißt ein Versteck, wo er Geld und Geldeswert unterbringt. In der That vergräbt und versteckt der Dieb und Einbrecher gern das Geld, das er erbeutet hat, aber nur aus dem einfachen Grunde, damit es nicht bei ihm gefunden werde, wenn man ihn ergreift. Findet man bei einem notorischen Verbrecher mehrere hundert Mark, so ist er ja schon so gut wie verurteilt, da er sich über den ehrlichen Erwerb des Geldes nicht ausweisen kann. Diese „Kabore" legt der Verbrecher also keineswegs an, um zu sparen; sie ist nur sein Depot, aus dem er sich nach Belieben so viel herausholt, als er braucht. Er legt sich auch eine Kabore an, wenn er auf die Flucht gehen muß. Dann hält er es für sicherer, nicht so viel Geld bei sich zu haben, weil er wohl weiß, daß seine Genossen ihn jeden Augenblick bestehlen können. Er vergräbt das Geld vielmehr an einem Ort, den er allein kennt, und wenn er ergriffen wird, so hat er später einen Sparpfennig, der ihm nach seiner Entlassung aus dem Zuchthause zu gute kommt. Aber trotzdem er alle Schrecken der vielleicht langjährigen Zuchthausstrafe an sich erfahren hat, wird er doch dieses Geld, das er jetzt furchtlos ausgraben kann, nicht etwa dazu benützen, um ins Ausland zu gehen und ein neues Leben anzufangen, sondern es alsbald in leichtsinnigster Weise vergeuden.

Wir sehen also: Eitelkeit, Großmannssucht, Prahlerei, Spiel, Vergnügen sehr thörichter Art und ungetreue Genossen zehren des Verbrechers Beute sehr schnell auf. Selbst wenn er ein Geizhals wäre, würden die Umstände, unter denen er lebt, die Verhältnisse, aus denen er nicht heraus kann, ihn zwingen, einen Teil seiner Beute wieder fahren zu lassen, und ganz recht hatte jener alte Verbrecher, der sagte: „Viele Tausende habe ich durch Verbrechen gewonnen und jetzt, an der Schwelle des Grabes, bin ich so arm wie eine Kirchenmaus. Es giebt nur ein sicheres und einträgliches Geschäft in der Welt, das ist die Ehrlichkeit!" A. O. K.

Noahs Anker. — Kairuan, die heilige Stadt der Mohammedaner in Tunis, ist ein berühmter Wallfahrtsort für ganz Nordafrika. Ihre im Jahre 827 erbaute große Moschee, aus Bruchstücken zerstörter römischer Bauten hergestellt, ist hochberühmt und besitzt nach dem Glauben der Frommen Reliquien, wie sie nirgends, nicht einmal in den alten Tempeln Indiens, ihresgleichen finden: nämlich Noahs Anker, mit denen der Stammvater des heutigen Menschengeschlechtes seine Arche am Berge Ararat befestigte. Es sind vier ganz gewöhnliche, aber mächtige, eiserne Schiffsanker, wie man sie vor etlichen hundert Jahren für die großen Kriegsschiffe benutzte. Wann und wie sie nach Kairuan gelangt sind, ist nicht mehr nachweisbar. Unser Bild, nach der Photographie eines englischen Geistlichen hergestellt, zeigt den Hof, in dem diese Reliquien aufbewahrt werden, einige europäische Besucher sind gerade anwesend, links erblickt man den Hüter dieser Schätze, der fest davon überzeugt ist, daß die Anker einst an der Arche Noahs hingen, und daß der eine von



Noahs Anker.

Gold, der andere von Silber, der dritte von Bronze und der vierte von Eisen ist. Die Kairuaner sind nicht wenig stolz auf diese ältesten aller Reliquien, die eine stetige und gute Einnahmequelle für die Moschee bilden. F. Z.

Eines der ersten Arzneibücher in deutscher Sprache kam unter dem Titel „Vogel-, Tier- und Fischbuch" 1536 in Basel heraus. Der Verfasser empfahl es seinen Mitmenschen als „fürnehmsten Hausschatz". In demselben wird ausführlich berichtet, was von dem betreffenden Tiere als Arznei dem Menschen nützlich sein kann. Die meisten Tiere sollten damals heilwirkende Kräfte haben; man begnügte sich aber nicht damit, ein Tier einfach zu töten und ihm das betreffende Mittel zu nehmen, sondern quälte es oft entsetzlich. So mußte die Elster lebendig zerschnitten werden, und die einzelnen Teile wurden den kranken Gliedern aufgelegt. Aehnliches geschah mit den Schwalben. Auf lebende Fledermäuse wurde Pech geschüttet, Raben wurden in Pferdedünger eingegraben, junge Störche in einem Topfe zu Pulver verbrannt, Füchse gekocht. Geiern zog man die Haut ab und ersäufte sie in Wein. Sogar das geraspelte Horn des fabelhaften Einhorns („dies schrecklich wilde Tier ist freilich noch von keinem gesehen") ward gegen giftige Speisen und Schlangenbiß empfohlen. Man brauchte den Geifer des Pferdes und Maulesels, und von einigen Vögeln hatten die Federn heilende Kräfte.

Die Anwendung dieser wunderlichen Mittel war verschieden. Gern räucherte man, indem man sich über ein Kohlenbecken stellte, in dem widerliche Gerüche erzeugt wurden. Dabei mußte man sich aber ein Tüchlein unter die Nase halten. Half dieses Verfahren nicht, so beräucherte man den Kranken am Körper mit Wohlgerüchen und ließ ihn scheußliche Dinge einatmen. „Rauch von Pfauenfedern in die Augen gelassen, ist den roten und triefenden Augen dienlich." Auch wurden Salben aus Fledermausmilch, Uhuaugen, Galle der Nachtigall, Blut oder Eier von Rebhühnern und Storchenasche gegen Augenkrankheiten bereitet. „Taubenblut, warm in die Augen gegossen, benimmt das Triefen, die Wunden und Geschwär derselbigen."

Innerlich wurden alle möglichen garstigen Dinge angewandt.

Die in Wein gekochte Tiergalle, besonders die des Geiers, ward als köstlich gepriesen:

„Der Gall ein Löffel, genützt mit Wein,
Soll gut zum fallenden Siechtag sein."

Oft hielt man es für nötig, daß für ärztliche Zwecke bestimmte Tiere seltene Dinge genossen haben mußten. „Wider den Schlag heißt man einen Geier, der sich voll von einem toten Menschenkörper gefressen hatte, zu essen geben." Auch Krammetsvögel, die Myrtenbeeren zu sich genommen hatten, wurden bei Unterleibsleiden als heilsam empfohlen. „Das Affenherz gebraten, gedörrt und gepulvert, ist eine gute Arznei zum Herzen. Denn desselbigen Pulvers ein Quentlein in Weinmet genommen, stärkt und macht das Herz tapfer und freidig, das Herzklopfen vertreibt es, es stärkt auch und machet die Vernunft spitzfindiger."

Eine hübsche äußere Erscheinung war schon damals etwas Begehrtes bei Mann und Frau. Deshalb sind am Schlusse des Buches eine Anzahl empfehlender Mittel aufgeführt. Jungfrauen sollen sich mit Fledermausblut bestreichen, um ihre zierlichen Formen lange zu behalten. Pelikangalle ward gegen Muttermale, und das Blut von Mäusen oder Eidechsen gegen Warzen und Hühneraugen empfohlen. Gegen Haarausfall sollte Bärenschmalz helfen, Rabenblut neues Haar erzeugen, und ein Krähenmagen es färben. Wollte man krauses Haar haben, so sollte man sich des Blutes eines jungen Uhus bedienen, und wem die Augenbrauen zusammenwuchsen, der brauchte nur Kauzblut anzuwenden. „In eines jungen Storchen Bauch, so noch nit flügge worden, stoß Kampfer und Amper (Ambra) und zeuch mit Destillieren das Wasser daraus. Dies Wasser reinigt das Angesicht und machet das schön." **K. N.-Str.**

Dürer in Bologna. — Als der große Nürnberger Maler Dürer in Italien weilte, stattete er unter anderen den Künstlern von Bologna einen Besuch ab, die, für diese Auszeichnung dankbar, sogleich ein Gastmahl zu Ehren des gefeierten deutschen Meisters veranstalteten. Als das Mahl beendet war, wurde jeder der Anwesenden aufgefordert, eine Probe seiner Kunst abzulegen. Der eine that dieses, der andere jenes, als aber die Reihe an

Dürer kam, nahm er ein Stück Kohle und zeichnete aus freier Hand einen Kreis auf den Tisch. Das sei keine besondere Kunst, riefen die anderen, doch Dürer in seiner ruhigen Art versetzte, sie möchten es doch auch versuchen. Lachend gingen sie ans Werk, aber als mit dem Zirkel nachgemessen wurde, da war kein Kreis gelungen, da wich jeder mehr oder weniger von dem Wege des Zirkels ab, und nur ein einziger fiel durchaus mit der Bahn des Zirkels zusammen, so vollständig, als wäre er mit dem Zirkel gezogen — der Kreis Dürers. Nun erkannten alle einstimmig Dürer den Preis zu, und die Leistung machte noch lange nachher solches Aufsehen — denn in der That ist es ein wahres Wunder, daß ein freihändig gezeichneter Kreis mathematisch tadellos wird —, daß Jakob Balde, ein geistvoller Dichter und tüchtiger Gelehrter, den Vorgang durch ein Distichon verewigte. Die Verse, die lateinisch geschrieben sind, lauten in deutscher Uebersetzung folgendermaßen:

„Siehe, der Kreis, den mit Kohle allein einst Dürer gezeichnet,
Dient deinen Fingern fürwahr, norische Jungfrau,*) zum Schmuck." J. D.

Ungebetene Gäste. — Zu den Gästen, welche sich die Ansiedler in Hinterindien gefallen lassen müssen, ob sie ihnen angenehm sind oder nicht, gehören die graugrünen, über eine Elle langen Hausschlangen. Sie sind indessen dem Menschen nicht nur unschädlich, sondern sogar nützlich, indem sie einer großen Rattenart, die sich dort in den Häusern unter dem Dache aufzuhalten pflegen, eifrig nachstellen.

Eine Deutsche, die mehrere Jahre in Indien lebte, schreibt darüber: „Des Abends gab es gewöhnlich eine lärmende Jagd über unseren Häuptern, die Schlangen befanden sich im Kampf mit den Ratten. Man hörte, wie diese aus einem Winkel des Bodenraums zum anderen rannten, um den geräuschlosen, aber schnellen und sicheren Bewegungen ihrer Verfolger zu entgehen; wie sie dann, von der Schlange ereilt, sich mit ihr balgten, bis ein letztes, schwaches Quieken ihr Unterliegen bekundete. Diese Hausschlangen schleichen sich aber auch in die Zimmer ein, sie spazieren an den Gesimsen entlang, gleiten die Pfosten hinauf

*) Nürnberg, die Heimat Dürers.

und hinab, und nicht selten berührte meine Hand beim Schließen oder Oeffnen der Fenster und Thüren das kalte Reptil, das, erschreckt durch die unerwartete Berührung, emporsprang und blitzschnell meinen Arm umringelte. Es dauerte lange, bis ich das Grauen vor diesen unheimlichen Hausgenossen überwand.“ H. S.

Ein Briefwechsel. — Neben Talma zählte die durch Schönheit und Talent hervorragende Schauspielerin Susanne Bourgoing zu den bevorzugten Lieblingen Napoleons I. Ihr Spiel in Racines „Iphigenia in Aulis“ trug ihr stets von neuem die Bewunderung des Kaisers ein. Nun fügte es der Zufall, daß zu der Zeit, wo das „Herzogmachen“ Napoleons an der „Tagesordnung“ war, der zum Herzog von Dalmatien ernannte Marschall Soult mit seiner den niedrigsten Volkskreisen entstammenden Gemahlin eine Wohnung neben dem Hause der Bourgoing bezog. Die Gärten bei den Wohnungen stießen unmittelbar aneinander, so daß eines Tages die Katze der Bourgoing dem herzoglichen Garten einen Besuch abstattete und dabei den Kanarienvogel der neuen Herzogin aus dem Bauer raubte. Zornentbrannt schrieb die Soult der Schauspielerin ein Billet folgenden Inhalts: „Wären Sie nicht eine Komödiantin, so würde Sie zur Rechenschaft ziehen Elisabeth von Dalmatien.“

Darauf antwortete die geniale Darstellerin: „Wären Sie nicht eine Herzogin von drei Wochen, so würde Ihnen als ebenbürtig antworten Iphigenia von Aulis.“

Dieser satirische Ausfall der Bourgoing auf die Sippe der Emporkömmlinge blieb nicht ungeahndet. Napoleon dekretierte seiner „Iphigenia von Aulis“ eine Strafe von acht Tagen Stubenarrest. J. W.

Die Schwestern König Heinrichs VIII. von England. — Bekanntlich heiratete Heinrich selbst sechs Frauen. Von zweien, Katharina von Aragonien und Anna von Cleve, ließ er sich scheiden, Anna Boleyn und Katharina Howard beschlossen ihr Leben auf dem Schafott, Johanna Seymour, seine dritte Gemahlin, starb eines natürlichen Todes und Katharina Parr über lebte ihn. Aber nicht der König allein huldigte der Abwechslung in der Ehe, sondern auch seine beiden Schwestern.

Margaretha, die älteste, wurde zuerst die Frau Jakobs IV.

von Schottland und heiratete nach dem Tode ihres Gemahls, der in der Schlacht bei Flodden (9. September 1513) fiel, den Grafen Archibald v. Angus. Aber durch diese Heirat wurde der Parteigeist, der unter dem schottischen Adel herrschte, mächtig erregt. Sie verlor nicht allein jeden Einfluß, den sie als Königin-Witwe besessen hatte, sondern man entzog ihr auch die Vormundschaft über ihren einzigen Sohn, ja man verbot ihr sogar ihn zu sehen. Und als man sie schließlich noch ihrer Einkünfte beraubte, geriet sie in eine solch schlimme Lage, daß sie gezwungen war, an den Hof ihres Bruders nach England zurückzukehren. Um den schottischen Adel zufrieden zu stellen, beschloß sie jetzt, sich von Angus scheiden zu lassen. Auf Grund der Erklärung, es sei sehr zweifelhaft, ob König Jakob wirklich seinen Tod auf dem Schlachtfelde von Flodden gefunden habe, und es sei daher ihre Ehe mit dem Grafen Angus (die 14 Jahre gedauert hatte) ungültig, wurde die Ehescheidung ausgesprochen, und Margaretha heiratete schleunigst Henry Stewart. Aber da dieser dritte Gatte ihr nur sehr geringe Aufmerksamkeit erwies, so ließ sie sich auch von ihm wieder scheiden.

Die zweite Schwester Heinrichs VIII., Maria, hatte auch Verdruß genug in der Ehe. Sie vermählte sich zuerst auf Drängen ihres Bruders mit König Ludwig XII. von Frankreich, allerdings nur in der festen Hoffnung, daß der alte kränkliche König bald sterben würde. Und nur nach dem Versprechen Heinrichs, daß sie nach dem Tode Ludwigs heiraten dürfe, wen sie wolle, gab sie ihre Einwilligung zu der Vermählung. Schon drei Monate nach der Hochzeit starb Ludwig XII. und da Maria ihrem Bruder mißtraute, so verheiratete sie sich, ehe sie Frankreich verließ, mit Charles Brandon, Herzog von Suffolk, der zu der Zeit als außerordentlicher Gesandte am französischen Hofe weilte und den sie schon geliebt hatte, ehe sie zur Heirat mit dem König von Frankreich gezwungen worden war. Suffolk war ein junger tapferer Ritter, aber er war ein Emporkömmling, und der englische Adel grollte. Der Herzogstitel Suffolks war zu der Zeit erst ein Jahr alt und noch vor zwei Jahren war er einfach Ritter Charles Brandon gewesen. Seine Erhöhung hatte er nur der Gunst des Königs zu verdanken.